P. o. germ. 1098 ti Priem

Nürnberger

Sagen und Geschichten

Gesammelt von

Johann Priem.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Nürnberg

Verlag von Hermann Ballhorn

1877.

188 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von G. P. J. Bieling (G. Dietz) in Nürnberg.

Nürnberger

Sagen und Geschichten.

Inhaltsverzeichniß.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die „Nürnberger Sagen und Geschichten“ haben sich seit ihrem ersten Erscheinen (1869) so viele Freunde erworben, daß ich meinen Wunsch, sie in einer Umarbeitung und mit einiger Vermehrung dem Publikum wieder vorlegen zu können, mit großer Freude erfüllt sah. Die „Sagen“, mit denen die Sammlung vermehrt wurde, sind: Kaiser Rudolph I. in Nürnberg, und der Schwedenkrug. Die Aufnahme der letztgenannten geschah in Folge mehrfach an den Verfasser ergangener Anfrage, warum diese Sage, die sich, (trotz ihres zweifelhaften, jedenfalls der neueren Zeit angehörenden Ursprungs) vor mancher anderen besonders lebhaft im Volke erhalten hat, keine Berücksichtigung in der ersten Ausgabe gefunden habe. Von sonst noch existirenden Erzählungen und Märchen die in Nürnberg spielen, glaubte ich absehen zu dürfen, da sie in Nürnberg völlig unbekannt sind und dieses nur den Rahmen dazu leihen mußte, in den sie eingefügt wurden.

Mit einer weiteren Quellenangabe, als die schon hie und da im Buche enthaltene, will ich nicht prunken. Ich schöpfte aus verschiedenen handschriftlichen Chroniken und Malefizbüchern, aus Schriftstellern älterer und neuerer Zeit, die über Nürnberg schrieben, und aus mündlicher Ueberlieferung. Möge nun auch diese neue Auflage sich der freundlichen Theilnahme und Beurtheilung erfreuen, wie die frühere.

Nürnberg im November 1876.

Der Verfasser.

Die Sagen
über den
Ursprung der Stadt Nürnberg.

Der Anfang aller Geschichte beruht auf der Sage. Der poetische Reiz, der allem Fabelhaften und Wunderbaren eigen ist, verschafft ihm leicht Eingang in die Gemüther, und so ist es erklärlich, daß neben dem Kultus der strengen Frau Klio auch noch der der Sage fortbesteht, und zwar um so mehr, als uns so viele äußere Denkzeichen erhalten sind, welche die wunderbaren Erzählungen, die sich daran knüpfen, von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Sie wurden geschätzt und erhalten von der Pietät für das Alterthümliche. Soll die Sage, welche ihnen Bedeutung und Leben gibt, dieses Schutzes entbehren und der Vergessenheit anheimfallen? Sie wird es nicht, denn die Poesie hat ihr ewiges Recht wie die Geschichte, und es bedarf wol nicht erst des Bestrebens, ihr dies Recht zu wahren. Um so weniger darf daher der Verfasser befürchten dem Vorwurf zu begegnen, daß er das strenge Antlitz der Geschichte wieder mit dem nebelhaften Schleier bedecken wolle, von dem sie die kritische Forschung längst befreit hat, sondern vielmehr

hoffen, man werde seiner schlichten Absicht die gerechte Würdigung gönnen, daß er lediglich an der Hand der Chroniküberlieferungen die alten Nürnberger Sagen, zu denen wol auch die über den Ursprung der Stadt und ihre Geschichte zu zählen sind, in möglichst chronologischem Zusammenhange wiederzugeben versuche.

Es soll um das Jahr 30 n. Chr. gewesen sein, als der Stiefsohn des römischen Kaisers Augustus, Tiberius, mit einem seiner Heerhaufen in eine ebene, aber wilde Gegend des Nordgaues (Norkau) kam, die ihm aus strategischen Gründen zu einem Winterlager für seine Legionen geeignet erschien. Mitten aus der sandigen Ebene erhob sich ein Felsen, dessen Abdachung zu den Ufern eines Flusses führte. Auf diesem Felsen ließ er durch seine Soldaten einen Wartthurm bauen, den er „Neronis speculum" nannte, und, als den Mittelpunkt seiner Stellung, so stark als möglich befestigte, um ruhig die Ankunft seiner übrigen am Rhein und Main stationirten Kriegsvölker zu erwarten. Als ihn aber die Wechselfälle des Kriegs veranlaßten, sich mit dem größten Theil seiner Armee nach den Donaugegenden zu begeben, ließ er eine starke Besatzung in der befestigten Stellung zurück. Die Anwesenheit der römischen Soldateska lockte viel Volk aus dem Nordgau herbei, das sich Hütten um das römische Lager baute und seinen Erwerb von den Fremden suchte. Schon im Jahre 45 war der Flecken, der von dem römischen Wartthurm den Namen „Neronesberg" annahm, so menschenreich, daß die schwache römische Besatzung keinen besondern

Einfluß mehr auf sie ausüben konnte, und wie eine Art verlorener Posten erschien. Die Neronesberger führten ein sehr ungeregeltes, freies Leben, unterwarfen sich keinen Gesetzen und machten die Wegelagerei zu ihrem Hauptgeschäfte. Dadurch aber wurden sie kühn und verwegen und waren weit umher gefürchtet. Bei einem Zuge der Franken und Thüringer gegen die eindringenden Gothen leisteten die Neronesberger so thätige Hilfe, daß die Gothen mit großem Menschenverlust geschlagen und zurückgetrieben wurden.

Das unablässige Andrängen der deutschen Volksstämme gegen die von den Römern angelegten Kolonieen, veranlaßte diese zu bedeutenden Verstärkungen ihrer Positionen, und so kam es denn, daß auch der „Neronesberg" zu einer stattlichen Festung umgeschaffen wurde, wozu die Bewohner des Fleckens thätige Hilfe leisteten, oder vielmehr leisten mußten, denn die Römer traten als die Herren des Landes auf, setzten Vögte ein und forderten Steuern und Abgaben. Da hatte es nun bald mit der zügellosen Freiheit ein Ende, die Bewohner mußten sich an Sitte und Ordnung gewöhnen und wurden die treuen Vasallen der Römer. Als solche mußten sie im Jahre 257 gegen die Sachsen und Thüringer mit zu Felde ziehen, was ihnen aber sehr schlecht bekam, denn sie wurden sammt den Römern geschlagen und der Flecken Neronesberg total verwüstet. Erst unter Kaiser Aurelian 272 kamen die Römer wieder zur Herrschaft; der Flecken wurde aufs Neue gebaut und nahm an Bevölkerung zu, obgleich 291 eine

große Seuche und ein strenger Winter viele Opfer forderten.

Um das Jahr 308 eroberte der fränkische König Chlodomir den Flecken und die Burg Neronesberg, führte den heidnischen Gottesdienst ein und machte die Einwohner sich unterthänig. Die Macht der Franken breitete sich immer mehr aus und die Neronesberger wurden dem fränkischen Herzog unterworfen, der über die Maingegenden herrschte. Aber 386 wurden die Römer abermals Herr über die Franken, und Neronesberg kam aufs Neue in ihren Besitz. Im Jahre 450 erschienen die Hunnen und Vandalen, gegen deren Ueberfälle sich die Neronesberger durch Gräben und Mauern zu schützen suchten und ihrem Heimathsort damit zu dem Range einer Stadt verhalfen, in der, um ihrer starken Befestigung willen, viele Bewohner des flachen Landes Schutz suchten, so daß sie zur Zeit des Schwabenkönigs Alearus bereits als die Hauptstadt im Norkau galt. (Nach Gundlings Chronik ist die Gründung der Stadt erst den von den Hunnen vertriebenen Völkern, Tyroler und Bayern, zuzuschreiben, die sich am Zusammenfluß der Pegnitz und Rednitz ansiedelten.)

Die Chroniken verzeichnen eine Menge von wunderbaren Erscheinungen am Himmel und auf Erden: feurige Sterne mit großen Schweifen, die viele Tage lang am Himmel standen, Schwerter und Spieße, die sich am Horizont zeigten, Erdbeben, große Wasser, Mißwachs und Pestilenz.

Um die traurigen Vorhersagungen, die sich daran

knüpften, wahr zu machen, kam der gefürchtete Hunnenkönig Attila auch nach Neronesberg, das geplündert und zerstört wurde, und in seiner Verwüstung liegen blieb, bis die Schlacht in den catalaunischen Feldern Deutschland von dem wilden Eroberer befreite. Um so kräftiger blühte die vielgeprüfte Stadt nun wieder auf. Der ganze Nordgau, viel Volk aus Franken, darunter manche edle Geschlechter, und sogar Regensburg und die Donauländer lieferten ihre Kontingente zur Bevölkerung der Stadt, die von jener Zeit an (um 458) Norikerberg genannt wurde.

Im Jahre 493 erschien der Bayernherzog Adelger, der den noch immer herrschenden römischen Landvogt vertrieb und an seiner Statt einen bayerischen einsetzte, auch viel zur stärkeren Befestigung der Stadt beitrug. Mit ihm soll viel bayerischer Adel in die Stadt gekommen sein, unter dem bereits die Haller genannt wurden.

Im Jahr 500 wird zum erstenmal des Flusses Pegnitz gedacht *). Von einer großen Pest, die 591 herrschte, wird die Anekdote erzählt, daß sie die Veranlassung zu dem Wunsch „Gott helf“ beim Niesen gegeben habe, da die davon Befallenen meist unter heftigem Niesen den Geist aufgeben mußten.

Die Einführung des Christenthums im Nordgau und in „Norikerberg“ fällt in die Zeit des Herzogs Theodo II. von Bayern. Unter dem Volke aber blieb

*) Geschichtlich kommt die Pegnitz erst 1021 als Pagenza vor. Siehe Monum. Boic. XXVIII a, 504 und Büttner, Franconia II, 60.

der Götzendienst noch lange im Schwang, bis der große Heidenbekehrer Bonifacius 723 nach Norikerberg kam und am Fuße des Burgfelsens eine Kapelle baute, die er dem heil. Petrus weihte.

Vom Jahre 736 *) erzählen uns die Chroniken bereits mit großer Ausführlichkeit, daß eine Feuersbrunst bei einem gewissen „Georg Lichtensteiner", der „auf dem Weinmarkt" wohnte, ausbrach, daß ein sechsjähriges Kind, dessen Kleider sich entzündeten, die Ursache war, und daß 18 Häuser ein Raub der Flammen wurden und 3 Männer, 2 Frauen und 5 Kinder dabei ums Leben kamen.

---

*) Dreihundert Jahre früher als das Bestehen Nürnbergs urkundlich erwiesen ist. Die älteste Urkunde, in welcher die Stadt genannt wird, ist ein Freibrief für eine Leibeigene des Edlen Ricolf, Namens Sygena, und wurde zu „Noremberg" am 16. Juli 1050 ausgestellt. Von einer römischen Niederlassung hat sich bis jetzt wenigstens in Nürnberg und seiner Umgebung keine Spur gefunden.

Die Sagen
von den
Heiligen Sebaldus und Laurentius.

Wer jemals das alte Nürnberg besucht hat, kennt auch gewiß die ehrwürdigen, dem heil. Sebaldus und dem heil. Laurentius geweihten Gotteshäuser daselbst, mit ihren Denkmälern altdeutscher Kunst. Unter die hervorragendsten derselben gehört das von dem berühmten Erzgießer Peter Vischer in Nürnberg gefertigte Grabmal des Schutzpatrons der Sebalduskirche, von dem sie ihren Namen trägt und dessen Wunderthaten vor und nach seinem Tode uns die alten frommen Chronisten so ausführlich und gewissenhaft geschildert haben, daß wir uns darauf beschränken müssen, nur die bedeutendsten derselben hier anzuführen.

In der letzten Hälfte des achten Jahrhunderts regierte ein gottesfürchtiger König in Dänemark, der eine tugendhafte Gemahlin, aber keinen Erben seines Thrones besaß. Das inbrünstige Gebet des Königspaares, daß ihnen Gott einen Sohn schenken möge, den sie in göttlicher Zucht und Ehrbarkeit erziehen wollten, fand indeß Erhörung und die Königin genas eines Prinzen, der in der Taufe den Namen Sebaldus erhielt.

Als derselbe zum Jüngling herangereift und in göttlicher Lehre und Wissenschaft wohl unterrichtet war, sandte ihn sein Vater auf die hohe Schule zu Paris, woselbst er sich nicht nur durch seine Fortschritte in allen Künsten und Wissenschaften, sondern auch insbesondere durch seine seltene Frömmigkeit und christliche Tugend auszeichnete.

Als die Zeit herannahte, wo sein Vater schwachen Leibes ward und sich sehnte die Last der Regierung auf die kräftigeren Schultern seines Sohnes zu legen, rief er ihn zurück und das Königspaar hatte große Freude an dem an Leib und Geist herangereiften, stattlichen Jüngling.

Zunächst lag dem König und seiner Gemahlin die Sorge ob, für ihren Sohn eine gleich tugendhafte Gemahlin zu finden, und sie hatten bald das Glück, die schöne und anmuthige Tochter eines mächtigen, dem königlichen Geschlechte von Frankreich anverwandten Grafen kennen zu lernen, die sie ihrem Sebaldus zur Gattin bestimmten. Als ein folgsamer Sohn gehorchte er zwar dem Willen seiner Eltern, als aber der hochzeitliche Tag erschien und das Beilager vollzogen werden sollte, überraschte er seine junge Frau mit der Eröffnung, daß er es weit mehr dem Willen Gottes entsprechend halte, wenn sie statt in leiblicher, in geistiger Ehe hinfüro leben würden, aus der allein die heilsame Frucht des Gemüthes und der Seele entspringe, und die jenen beglückenden Zustand auf Erden herbeizuführen vermöge, durch den allein die ewige Gottseligkeit erlangt werden könne. Er beschwor sein junges Gemahl diesen seinen Entschluß

vor aller Welt geheim zu halten, legte seine kostbaren Gewänder ab, und verließ noch in der Nacht das Königsschloß, um, angethan mit einem härenem Gewande und umgürtet mit einem hänfenen Strick, barfüßig und unbedeckten Hauptes, den Wanderstab in der Hand, hinaus zu pilgern in die Wildniß.

Nachdem er also der Welt und ihren Verlockungen, der Macht, dem Ruhm und allen irdischen Reizungen widerstanden und volle sechzehn Jahre als ein frommer Einsiedler in Gebet, Fasten und jeder leiblichen Kasteiung in unwirthbarer Gegend gelebt, kam ihm der vernünftige Gedanke, daß es doch nicht wohlgethan sei, Alles was er gelernt und womit er den Menschen zu ihrem Seelenheil zu helfen vermöge, in einer Wüste zu vergraben, wo er für seine bußfertigen Uebungen keine andern Zeugen hatte, als die wilden Thiere des Waldes. Er machte sich daher auf den Weg gen Rom, wo zur selben Zeit Papst Gregor II. auf dem Stuhl des heiligen Petrus saß. Als er über das Meer nach Germanien kam und durch den herzynischen Wald zog, fand er daselbst einen frommen Jüngling, Namens Dionisius, der, gleich wie er selbst gethan, schon mehrere Jahre in gottseligen Uebungen vor aller Welt verborgen, in der Wildniß gelebt hatte. Dieser fand sich alsbald zu dem frommen Sebaldus hingezogen und begehrte als sein Schüler mit ihm weiter zu pilgern zu den heiligen Stätten Roms. Als sie nun selbander weiter zogen, trafen sie mit zwei anderen gottesfürchtigen Männern zusammen, von denen der eine Willibald, der andere Wunibald hieß, und die

als Kündiger des göttlichen Wortes bereits einen großen Theil des damals noch nicht ganz vom Licht der christlichen Lehre erhellten Deutschlands durchzogen hatten. Aber so weit wie unser Sebaldus hatten es diese Männer in ihrem Gottvertrauen doch noch nicht gebracht, denn als sie einmal mehrere Tage zusammen gewandert waren, ohne irgend eine Erquickung durch Speis und Trank zu gewinnen, da wollten sie schier verzagen und klagten dem Sebaldus, daß sie vor Hunger schwach geworden seien und ihren Weg nicht mehr fortzusetzen vermöchten. Aber Sebaldus in seinem festen Gottvertrauen sprach also zu ihnen: „Liebe Brüder, verzaget nicht und setzet eure Hoffnung auf den, der mit fünf Broten und zween Fischen fünftausend Hungrige gespeist hat in der Wüste; von ihm, der allen Menschen und unvernünftigen Kreaturen Speise und Trank gibt, werdet auch ihr gesättigt werden, so ihr euer Vertrauen auf ihn setzet.“ Und als er so zu ihnen gesprochen gieng er abseits des Weges und richtete ein brünstiges Gebet zu Gott, dem Allmächtigen. Und siehe da, kaum hatte er geendet, so stieg ein Engel vom Himmel herab und brachte ihm Speise, und ein klarer Quell rieselte lieblich aus dem Felsen, so daß Sebaldus und seine Gefährten wunderbar gesättigt und erquickt wurden. In Rom wurde dem frommen Sebaldus vom Papst Gregor auferlegt, als ein Verkünder des göttlichen Wortes durch die Welt zu pilgern und allenthalben zu predigen und zu lehren.

Zunächst kam nun Sebaldus in das Land Lom=

bardia, um daselbst das Wort Gottes zu verkünden. Unweit der Stadt Vicenzia nahm er in einem dichten Gehölz seinen Wohnsitz, und der Ruf seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit verbreitete sich so rasch durch ganz Italien, daß bald viele Menschen aus Vicenzia, Padua und Mailand herbeikamen, um sich an seinen christlichen Lehren zu erbauen.

Da geschah es eines Tages, daß er etliche der müden und von der Hitze halb verschmachteten Pilger mit dem Wein stärken wollte, der ihm zugebracht worden war, und er befahl seinem Diener Dionisius einen Krug davon herbeizubringen. Diesem Befehl konnte aber der gute Dionisius mit dem besten Willen nicht nachkommen, aus dem einfachen Grunde, weil er in der vorausgegangenen Nacht selber von großem Durst befallen worden war, und den Wein ausgetrunken hatte. Solches gestand er reumüthig seinem Herrn, dieser aber befahl ihm nur getrost hinzugehen und das Gefäß zu bringen, darinnen der Wein aufbewahrt war. Als nun Dionisius mit dem Krug herbeikam, den er gestern bis auf die Neige geleert hatte und den Deckel öffnete, siehe da war der Krug so übervoll, daß er vom überfließenden Wein ganz durchnäßt wurde. Solches Wunder verbreitete den Ruhm des Sebaldus weit umher und man verehrte denselben als einen heiligen Mann, der durch die Macht seines Gebetes so Unerhörtes zu wirken vermöge. Trotzdem gab es aber doch noch Ungläubige, die seine Wunder verspotteten und ihn einen falschen Propheten schalten, der durch des Teufels Macht und Hilfe

die Menschen zu verblenden im Stande sei. Als einmal einer dieser Spötter mitten unter allem Volk dem Sebaldus mit freventlicher Rede anging und ihn einen Betrüger und Lügner schalt, bat der fromme Mann Gott in flehentlichem Gebet, daß er ein Zeichen geben wolle für die Wahrheit der christlichen Lehre, und zur Stunde öffnete sich der Boden unter den Füßen des Spötters, daß derselbe bis an den Hals darein versank und vor Schrecken jämmerlich um Gnade und Barmherzigkeit flehte und seine falsche Rede als eitel Lug und Bosheit bekannte. Auf sein inbrünstiges Bitten erhob sich durch St. Sebalds Gebet das eingesunkene Erdreich wieder und der Frevler wurde von der über ihn verhängten, göttlichen Strafe befreit. Er bekehrte sich hierauf nebst vielen Zeugen dieses Wunders zu der Lehre, die der heilige Gottesmann predigte.

Bald darauf verließ Sebaldus Welschland und kam nach Bayern. Als er unweit der Stadt Regensburg aus einem dichten Walde trat, sah er sich an dem Ufer eines breiten Stromes, das war die Donau. Aber nirgends war weder eine Brücke noch eine Fähre zu sehen, damit er hätte ans Ufer gelangen können. Der Gottesmann kam aber nicht in Verlegenheit, er warf den Mantel, den er über seinem härenen Gewande trug ins Wasser, stellte sich darauf und kam so durch die Kraft seines gläubigen Vertrauens auf des Himmels Beistand ungefährdet über den reißenden Fluß. Am jenseitigen Ufer angekommen, wurde er von einem Mann, der dieses Wunder mit angesehen und dadurch Sebaldus

als einen Auserwählten des Herrn erkannt hatte, mit Freuden in sein Haus geführt und bewirthet. Da er aber dem heiligen Mann nicht genug Ehren erweisen zu können glaubte, so gieng er zu einem Nachbar und entlieh bei demselben ein kostbares Trinkgefäß von venetianischem Glas, daraus er dem Sebaldus zu trinken bot. Aus lauter Verehrung für seinen hohen Gast mochte ihm aber ein Zittern angekommen sein, so daß er das Glas zur Erde fallen ließ, wo es in viele Stücke zertrümmerte. Darob überfiel ihn ein großer Schrecken, denn er war sich bewußt, daß er das schöne und seltene Glas seinem Nachbar nicht zu ersetzen vermochte. Unser Sebaldus aber trat schnell mit seiner Wunderkraft ins Mittel, ließ sich die Trümmer des Glases reichen und fügte dieselben wieder so schön zusammen, daß kein sterbliches Auge einen Schaden an dem Gefäße zu erkennen vermochte.

Um das Jahr 768 kam der heilige Sebaldus in den Nordgau und zwar in die Nähe von Nürnberg oder Neronesberg, wie es dazumal genannt wurde. Er führte auch hier wieder ein strenges, einsiedlerisches Leben unter Fasten, Beten und Kasteiungen und that mancherlei Wunder, die uns die Chroniken in ausführlicher Erzählung aufbewahrt haben. So machte er unter Anderm einem armen Bauersmann, der seinen ganzen Reichthum, zwei magere Oechslein im Walde, verloren hatte und sie, da die Nacht hereinbrach, im stockfinstern Gehölz nicht mehr zu finden vermochte, durch die Kraft seines Gebets die Finger leuchten, daß er bei ihrem Schein wie am

Tage sehen konnte und glücklich sein verlornes Gespann wieder fand. Von Zeit zu Zeit wanderte er nach Nürnberg, woselbst er bei einem Wagner seine Herberge nahm. Diesen bat er einmal, als er sich krank fühlte und viel von Kälte des strengen Winters zu leiden hatte, ein Feuer zu machen, daß er sich daran erwärmen könne, aber der Wagner, der ein hartherziger Mann war, schlug es ihm ab unter dem Vorwand, daß er kein Holz habe. Desgleichen weigerte sich auch das Weib des Wagners, an die sich Sebaldus mit seiner Bitte wandte, aus Furcht vor ihrem Manne, ein Feuer anzuzünden. Da gebot ihr der Heilige die Eiszapfen, die vom Dache herabhingen, in den Ofen zu werfen, und als sie das gethan, bewirkte Sebaldus durch sein gläubiges Flehen zu Gott, daß alsbald die Eiszapfen sich in Holz verwandelten und ein lustiges behagliches Feuer die Stube erwärmte.

Durch solche Beweise der Wunderkraft ihres Gastes wurden die Wagnerseheleute von seiner großen Heiligkeit so sehr überzeugt, daß sie ihm willig und freudig gehorchten in Allem, was er von ihnen verlangte.

Durch sein enthaltsames und strenges Leben verfiel Sebaldus in große Schwachheit des Leibes und fühlte immer mehr das Ende seiner Tage herannahen. Da äußerte er eines Tages gegen seinen Wirth, daß er ein groß Gelüsten nach Fischen habe und bat ihn auf den Markt zu gehen und solche zu kaufen. Damals herrschte aber ein böser Graf auf der Burg zu Nürnberg, der ein Gebot erlassen hatte, daß Niemand bei Verlust sei=

nes Augenlichtes eher Fische auf dem Markte kaufen dürfe, bevor der Graf selbst seinen Bedarf hatte einkaufen lassen. Der Wagner aber achtete aus großem Vertrauen zu seinem heiligen Gast des Gebotes nicht, und verfiel darüber in die Strafe der Blendung.

Da war es denn nicht mehr als billig, daß Sebaldus seine Wunderthätigkeit zu Gunsten des armen Wagners geltend machte und ihm sein Gesicht wieder verlieh, als ob gar nichts geschehen wäre.

Indeß kam die Zeit heran, daß der heil. Sebaldus den Lauf seines irdischen Lebens beenden mußte.

Als die Stunde seines Todes herannahete und viele Menschen, die seine Heiligkeit erkannt hatten, sein Lager umstanden, fragten sie ihn, wo und in welcher Weise er begraben zu werden begehre. Da befahl er ihnen, sie sollten seinen Leichnam auf einen Wagen legen und vor denselben zwei ungezähmte Stiere spannen. An dem Orte aber, wohin ihn diese ziehen und dann stehen bleiben würden, wolle er seine Ruhestätte haben. Das Ochsengespann zog den Wagen bis zur St. Peterskapelle, an die Stelle, wo jetzt die, dem heil. Sebaldus geweihte Kirche steht, und seinem Willen gemäß, wurde der heilige Gottesmann dort begraben.

Die Wunderkraft des Heiligen war aber mit seinem Tode nichts weniger als erloschen. Sie wirkte noch lange fort, besonders gab sie sich zu erkennen in seiner Unzufriedenheit darüber, daß man seine irdischen Reste gegen seinen ausdrücklich kundgegebenen Willen in das Schotten- oder Egydienkloster brachte, weil, wie

einige Chroniken sagen, das hölzerne Grabmal, welches man einstweilen über dem Sarg errichtet hatte, von einem Blitzstrahl angezündet und verbrannt wurde, oder aber, was wahrscheinlicher ist, die Peterskapelle zu einem größeren Gotteshause erweitert werden sollte.

Daß es unserm Sebaldus im Schottenkloster nicht gefallen wollte, können wir ihm gerade nicht sehr übel nehmen; denn kaum war er dort untergebracht, als ein junger fürwitziger Mönch, der es in der Heiligkeit noch nicht besonders weit gebracht haben mochte, den heil. Sebald also anredete: „Ei, du alter Greis, wie manchen Menschen hast du dein Lebtag betrogen", und bei diesen Worten ihn in sehr ungebürlicher Weise am Bart zupfte. Das war dem guten Sebaldus doch zu viel. Er richtete sich plötzlich im Sarge auf und gab dem lästernden Mönch eine so gewaltige Ohrfeige, daß ihm das rechte Auge aus der Höhle getrieben wurde. Auf das entsetzliche Geschrei des Verwundeten liefen die andern Mönche herzu und fanden sich durch dieses augenscheinliche Wunder bewogen, den erzürnten Heiligen um Vergebung der Unbill, die ihm ihr Confrater angethan und um Heilung des verwundeten Auges anzuflehen. Wie nun Sebaldus in seinem Leben große Nachsicht gegen seine Beleidiger übte, so that er es auch im Tode, denn er säumte nicht, auf das Bitten der Mönche das ausgeschlagene Auge des Frevlers wieder einzusetzen.

Im Schottenkloster aber wollte der heil. Sebaldus durchaus nicht bleiben und kehrte immer wieder zu seiner auserwählten Ruhestätte in der St. Peterskapelle zurück,

so oft es auch versucht wurde ihn daraus zu entfernen, bis man ihn endlich unbehelligt ließ.

Wenn man seinen Namenstag nicht festlich und ihm zu Ehren beging, so erzürnte er sich darüber höchlich; das hat eine Frau, die zu Erlbach daheim und nach Nürnberg gezogen war, zu ihrem Schaden erfahren, denn als sie am heil. Sebaldustag große Wäsche vornahm und zu den Nachbarn, die ihr das verwiesen, spottend sagte: „Warum soll ich feiern? Bei mir zu Hause weiß man nichts von einem heiligen Sebald“, da umhüllte sie plötzlich schwarze Finsterniß, und sie merkte, daß sie völlig erblindet war. Auf ihr Gelöbniß, daß sie fortan gläubig am Tag des Heiligen fasten und ihn würdig feiern wolle, verschaffte ihr Sebaldus, der sich auf Augenkrankheiten ganz besonders verstehen mußte, ihr Augenlicht wieder. In unserer Zeit scheint dem Heiligen seine Wunderkraft abhanden gekommen zu sein, sonst hätte er schon Gelegenheit gehabt über die Entwerthung seines Namenstags seinen Unwillen zu erkennen zu geben.

In den ersten Jahrhunderten nach seinem Tode übte er sie aber noch sehr häufig aus. Er erhörte das Gebet der Pilgrime, die auf der Wallfahrt zu seinem Grabe von Straßenräubern überfallen wurden, und verlieh ihnen den Sieg über dieselben, er strafte den Geiz eines Bauern, der den großen Käsleib, den seine Nachbarin dem Heiligen opfern wollte, mit einem viel kleineren vertauschte, dadurch, daß er den Käse in einen Stein verwandelte, der noch heutzutage als ein Wahrzeichen an seinem Grabe zu sehen ist; er erweckte Todte und

machte Kranke gesund, kurz, er that Alles, nicht nur in Nürnberg, sondern auch an vielen andern Orten, was den heiligen Vater in Rom, Papst Martinus V. veranlassen mußte, ihn, der schon seit lange bei allem Volk als ein Heiliger verehrt wurde, in dieser Würde zu bestätigen und dies der ganzen Christenheit feierlich zu verkünden. Nach Andern soll die Heiligsprechung des Sebaldus erst 1370 durch Papst Gregor XI. erfolgt sein.

Im Jahr 1397 wurde ein silberner Sarg für die Ueberreste des Heiligen angefertigt, zu welchem 42 Mark und 9 Loth Silber und für 88 Gulden Gold zur Vergoldung des Kupfers gebraucht wurden. Im Ganzen betrugen die Kosten dieses Sarges 506 Gulden. Als man im J. 1503 den Sarg öffnete, fand man darin zwei Säckchen von rothem Sendel, in deren einem 18 größere, im anderen 91 kleinere Stückchen menschlicher Gebeine sich befanden. In den früheren Jahrhunderten bis zur Reformation wurde am Sebaldustage eine Prozession abgehalten, wobei die vornehmsten Personen des Rathes den mit Rosen geschmückten Sarg des Heiligen trugen, und das Volk, das den Zug in großer Menge begleitete, kroch häufig unter dem Sarge durch, um nach dem Aberglauben jener Zeit dadurch von Kopf- und Rückenschmerzen befreit zu sein. *) —

---

*) Hofrath v. Falkenstein (Joannes ab Indagine), welcher des heil. Sebaldus in seinem Werke „Nordgauische Alterthümer und Merkwürdigkeiten" 1734—43, als einer durchaus fabelhaften Person erwähnt und sämmtliche Sagen von demselben lächerlich macht, zog sich dadurch ein „Vertrautes Sendschreiben an Herrn Joh.

Die Sendung eines so gottesfürchtigen Mannes, wie der heilige Sebaldus, war für die Ausbreitung des Christenthums in Deutschland um so nothwendiger, als trotz des Bekehrungseifers des heil. Bonifacius der nordwestliche Theil unsers großen Vaterlandes noch vielfach in den Banden des Heidenthums lag. Wir erfahren aus den Chroniken, daß kurze Zeit, nachdem Sebaldus gestorben war, der König der Franken, den wir unter dem Namen Karl der Große kennen, mit großem Gefolge nach Nürnberg, oder, mit den Chroniken zu reden, Neronesberg kam, daß es ihm daselbst wohl gefiel, und er längere Zeit verweilte, aber auch, daß er es für nothwendig fand, einen Götzen, einen Heidengott, der im Hofe des damaligen Schlosses stand, beseitigen zu lassen. —

Während der Kriege, die Karl mit dem Sachsenvolke führte, kam er mit einem Theil seines Heeres wieder nach Nürnberg und schlug ein Lager daselbst.

Auch diesmal war sein Bestreben wieder auf Abschaffung aller Abgötterei gerichtet, die immer noch ihre Anhänger hatte. Zu dieser Zeit (um 838) errichtete er ein dem heil. Martin geweihtes Kirchlein, aus dem in der Folge das schon erwähnte Schottenkloster entstand, dessen Mönchen er acht Jahre später, die von ihm erbaute Kapelle bei Altenfurth übergab, die er auf derselben Stelle erbauen ließ, wo während der großen Jagd,

---

Heinr. v. Falkenstein von einem Liebhaber der katholischen Alterthümer" zu, in welchem die Existenz und Ehre des Heiligen und die Wahrhaftigkeit seiner Wunder aufrecht erhalten wird.

welche er in den dortigen Wäldern hielt, sein Zelt gestanden hatte.

Die auf dem linken Ufer der Pegnitz angesiedelten Bewohner Nürnbergs sollen im Jahre 1003 eine kleine zum heil. Grab genannte Kapelle erbaut haben, wenigstens spricht für das frühere Bestehen eines solchen Gotteshauses die Umschrift eines die Auferstehung Christi darstellenden Siegels an einer Urkunde vom J. 1312. Diese Umschrift lautet: „Sigillum Ecclesiae Parochialis sancti Sepulchri in Nurnberg“. Erst 1274 wurde die Kapelle abgetragen und eine Kirche an ihre Stelle erbaut, die den heil. Laurentius zum Schutzpatron erhielt.

Die Legende dieses Heiligen spielt indeß nicht in Nürnberg, denn er ist einer von den christlichen Märtyrern, die in Rom unter Kaiser Valerian ihre Glaubenstreue mit dem Tode besiegelten. Außer ihm hatte die Kirche noch einen zweiten Schutzpatron, eine Art ad latus des Hauptheiligen, nämlich den heil. Deokarus, von dem die Sage wissen will, daß er fast gleichzeitig mit Sebaldus, oder wenigstens bald nach ihm das Christenthum in Nürnberg gepredigt, und die schon beim heil. Sebaldus erwähnte Martinskapelle bei St. Egydien gestiftet habe. (Wahrscheinlich eine Verwechslung mit Deokarus dem ersten Abt des Schottenklosters.) Kaiser Ludwig der Bayer schenkte der Kirche zu St. Lorenz im J. 1316 ein Säckchen mit 39 Stücken der Gebeine des heil. Deokarus, die in einem silbernen Sarg auf-

bewahrt und alljährlich zu Pfingsten dem Volke gezeigt wurden. Sarg und Reliquien sind indeß nicht mehr vorhanden.

Was nun den heil. Lorenz anbetrifft, so fällt seine Legende in das dritte Jahrhundert. Er war ein Spanier und zu Hueska in Aragonien geboren. Gleich dem heil. Sebaldus pilgerte er, das Christenthum predigend, durch die Lande, welche noch theilweise den alten Götzen und Göttern huldigten, und kam dann nach Rom, wo er unter Papst Sixtus Archidiakonus wurde.

Nachdem die Christen in Rom einige Zeit unangefochten geblieben waren, glaubte Kaiser Valerian seine Regierung wieder durch eine grausame Verfolgung derselben verherrlichen zu müssen, und fing gleich bei dem Oberhaupt der christlichen Gemeinde, dem Papste Sixtus, selber an, den er einkerkern und endlich, weil derselbe aller Verlockung durch die glänzendsten Verheißungen, wie allen Folterqualen trotzte und unerschütterlich auf seinem Glauben beharrte, auf das Grausamste hinrichten ließ.

Als der Greis zum Tode geschleppt wurde, glühte Laurentius vor Verlangen, der Ehre theilhaftig zu werden, mit ihm die Qualen des Märtyrertodes zu theilen und an seiner Seite zu den Freuden der himmlischen Seligkeit einzugehen.

Er klagte laut und unter strömenden Thränen über diese Zurücksetzung, bis ihn der Papst mit den Worten tröstete: „Bald wird dein Wunsch erfüllt sein, und du wirst Gelegenheit haben, unter noch härteren Todesqualen deinen Glaubensmuth zu bewähren!“

Laurentius that Alles, was dazu dienen konnte, diese, ihn entzückende Verheißung zur Wahrheit zu machen. Mit seinem geistlichen Amte war auch die Verwaltung des Kirchenvermögens verbunden und der getreue Diener seines Herrn und der christlichen Gemeinde unterließ nicht dem Papste, als bereits die Flammen des Scheiterhaufens über seinem Haupte zusammenschlugen, noch mit gewaltiger Stimme zuzurufen, daß er den Kirchenschatz treulich verwalten und der Armen redlich gedenken werde.

Er erreichte seinen Zweck, daß diese Worte die römischen Soldaten hören und ihn zur Verantwortung fortschleppen sollten. Man führte ihn vor den Obersten Parthenius, der ihn zum Kaiser Valerian selbst bringen ließ. Als der Kaiser von Kirchenschätzen hörte, befahl er zuerst auf gütlichem Wege Alles anzuwenden, um den Laurentius zur Auslieferung dieser Schätze, oder wenigstens zur Angabe des Ortes zu bewegen, an dem sie aufbewahrt wurden. Das war natürlich vergebliche Mühe bei einem so todesfreudigen Manne wie Laurentius. Doch gab er den Römern Hoffnung, daß er ihrem Andringen willfahren werde, indem er sich drei Tage Bedenkzeit ausbat, um die Schätze, nach denen es den Römern gelüstete, aufsuchen und zusammenbringen zu können. Als diese Frist abgelaufen war, trat er an der Spitze aller Armen der christlichen Gemeinde vor den Kaiser Valerian und stellte ihm diese als die Schätze vor, deren Verwaltung ihm anvertraut sei. Einem Valerian war die Großherzigkeit nicht zuzutrauen, daß er sich durch solchen Hel-

denmuth hätte rühren und zu milderer Gesinnung bewegen lassen. Er wurde im Gegentheil so wüthend, daß er den Laurentius bis aufs Blut geißeln, und als er dessen spottete, auf die Folter spannen ließ. Aber was waren die fürchterlichsten Qualen gegen die Todesfreudigkeit eines christlichen Märtyrers jener Zeit!

Der erzürnte Kaiser wußte am Ende keine andere Marter mehr für den standhaften Priester auszusinnen, als daß er ihn auf einen eisernen Rost binden und ein gewaltiges Feuer darunter anzünden ließ. Auch unter dieser Pein bewies Laurentius eine Kaltblütigkeit oder vielmehr Unempfindlichkeit, daß die Zeugen seines Märtyrertodes an eine göttliche Einwirkung zu glauben anfingen, die ihn für solche Marter fühllos machte, nachdem er bereits so unendliche Qualen erduldet hatte. Und umsomehr mußten sie sich solch tröstlicher Anschauung hingeben, als sie den Märtyrer, nachdem die eine Seite seines Körpers gebraten war, sich mit heiterer Miene umwenden sahen, damit auch die andere gar werden solle.

Diese heillose Prozedur fand nach der Legende am 10. August des Jahres 261 statt, welcher Tag im Kalender als der Gedächtnißtag des Heiliggesprochenen bezeichnet und in Nürnberg durch Jahrhunderte, gleich dem Tage des heil. Sebaldus, durch eine Art Volksfest des betreffenden Stadttheils gefeiert wurde, bis in jüngster Zeit diese lokalen Feste auf eine rein kirchliche Feier beschränkt wurden. —

Die Sagen der Lorenzerkirche.

1. Der eingemauerte Mönch.

In der finstereren Zeit des Mittelalters war es eine der peinlichen Strafen, welche über Geistliche, Weltpriester, Mönche und Nonnen, die sich Versündigungen gegen das Cölibat, Ketzereien oder sonstige nach der Kirchenregel schwer zu sühnende Verbrechen zu Schulden kommen ließen, verhängt wurden, daß man sie „lebendig einmauerte“, d. h. in eine, zuweilen mit einem Sitz versehene, Mauernische an irgend einer Kirchen- oder Klosterwand brachte, ihnen für kurze Zeit reichende Lebensmittel und etwa auch eine Lampe mit etwas Oelvorrath mitgab, und dann die Oeffnung zumauern ließ, so daß sie, von Luft und Licht abgeschlossen, eines elenden Todes sterben mußten.

Daß dabei sehr oft nach Willkür verfahren wurde, und der Verfolgung aus Haß, Rachsucht, blindem Fanatismus und allen menschlichen Leidenschaften großer Spielraum gegeben war, um so mehr als die geistliche Jurisdiktion eine ganz unumschränkte war, von der es keinen Appell an irgendein anderes Gericht mehr gab, läßt sich denken, und wir werden dem Mönch, der, wie die Sage erzählt, in der Mitte des dreizehnten Jahr-

hunderts in der St. Lorenzkirche, in einer Wand der südwestlichen Vorhalle, wo die Glockenseile herabhängen, eingemauert wurde, vielleicht nur Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn wir annehmen, daß sein Vergehen gewiß nicht im Verhältniß zu dieser abscheulichen Strafe stand, falls überhaupt von einem Verhältniß zu einer solchen, selbst bei den schwersten Verbrechen die Rede sein könnte.

Der Verurtheilte wurde aber dadurch am Leben erhalten, daß ihn die Magd des Meßners (Kirchendiener) durch irgend eine ausfindig gemachte Mauerspalte täglich mit Speise und Trank versah. Eine Ratte, die von den Glockenläutern gesehen wurde, wie sie mit einem Wurstzipfel im Rüssel aus einem Loche in der Mauer sprang, gab Grund zur Nachforschung, und man fand den Eingemauerten den Verhältnissen nach wohlerhalten in dem Pferch, der zu seinem Grabe bestimmt war. Die Sage versöhnt uns einigermaßen mit dem Charakter jener Zeit, weil sie hinzufügt, daß man dem Eingemauerten, ob seiner wunderbaren Rettung das Leben schenkte, ihn aber für ewige Zeiten aus der Stadt verbannte, worüber er sich um so mehr getröstet haben wird, als man auch seiner Lebensretterin, der gutherzigen Magd ihren Eingriff in die geistliche Kriminalrechtspflege großmüthig verzieh. —

2. Der goldene Becher.

An der nördlichen Seite der Lorenzkirche befindet sich ein Seitenaltar, rechts vom Hauptaltar, der in einem

vergitterten Gehäuse ins Kreuz gelegte Menschengebeine verwahrt. In früherer Zeit war unter diesen Beinknochen ein goldener Becher sichtbar, der jetzt nicht mehr in der Kirche vorhanden ist, während das Kissen auf dem er stand, noch aufbewahrt wird.

Gegenüber der Lorenzkirche war das Haus des in Nürnberg und Augsburg blühenden Patriziergeschlechtes der Im Hof. In demselben fand eines Abends ein fröhlicher Abendschmaus statt, an dem das ganze Patriziat der Stadt, viele Rathsverwandte und sonstige Freunde des Hauses Theil nahmen. Bei dergleichen Festen ging es in den alten deutschen Reichsstädten gar lustig her. Es wurde da wacker getafelt und noch wackerer gezecht. Was das Haus vermochte an goldenen und silbernen Geschirren aller Art, Schüsseln, Tellern, Pokalen und Bechern ward da zur Schau gestellt und wenn man des Ausspruches früherer Kulturhistoriker gedenkt, daß die Könige von Norwegen nicht besser dazumal wohnten und lebten als ein begüterter Bürger Nürnbergs, so wird man diese Schilderung gerechtfertigt finden.

Das Gelag dauerte bis in die Nacht, und während der Herr des Hauses und seine Gäste der nöthigen Ruhe pflegten, räumte Veit, der alte treue Diener des Hauses, dessen Obhut das Tafelgeräthe besonders anvertraut war, im Speisesaale auf, um das Gold- und Silberzeug wieder an Ort und Stelle zu bringen. Da wurde er zu seinem großen Schrecken gewahr, daß der große, goldene Becher, ein altes Familienstück, der das Wappen des Geschlechtes trug, auf der Tafel fehlte. Er hatte ihn oft gefüllt an

jenem Abend, und noch gegen Morgen, ehe die Gäste aufbrachen, hatte der Hausherr den Valettrunk oder sogenannten Johannissegen, den Scheidenden daraus zugetrunken.

„Der Herr wird ihn wieder selbst aufbewahrt haben“, tröstete sich Veit, nachdem der erste Schrecken vorüber war, und erwartete ziemlich ruhig den Augenblick, wo ihn die Klingel des erwachten Herrn in dessen Schlafgemach rief.

Die Glocken von St. Lorenzen verkündeten bereits die Mittagsstunde, als dies Zeichen ertönte und der Herr sich ziemlich verstört von den Folgen des schwelgerischen Gelages von seinem Lager erhob. In der übelsten Laune hörte er den Bericht des alten Veit über das Verschwinden des goldenen Bechers an, und befahl, sogleich das ganze Haus nach dem fehlenden Prachtstück zu durchsuchen.

„Es ist kein Winkel mehr, edler Herr“, erwiderte Veit, „den ich nicht schon durchstöbert hätte, außer den Spinden, zu denen Ihr selbst die Schlüssel verwahrt. Gewiß habt Ihr ihn, ehe Ihr Euch zur Ruhe begabt, in einen der Wandschränke gestellt. Wo sollte er sonst sein? Kein fremder Mensch ist in das Gemach gekommen und von unseren edlen Gästen“ — „Schweig“, rief zürnend der Herr, „ich glaube du hättest eher Lust unter den Edlen dieser Stadt einen Dieb zu vermuthen, als dich selbst grober Nachlässigkeit anzuklagen. Ich weiß nichts von dem Becher. Geh und suche, und wehe dir, wenn sich das Kleinod nicht findet, das mein

Urahn von Kaiser Ludwig zum Geschenk erhielt.“ In der That konnte sich der edle Herr auf die Vorgänge des gestrigen Abends nur sehr dunkel besinnen und von den letzten Stunden des Gelages wußte er so viel wie gar nichts mehr. Doch ging er, während Veit mit dem trostlosen Bewußtsein vergebenen Suchens nochmals alle Räume des Hauses durchforschte und alle Dienstleute dazu aufbot, in den Wandschränken des Saales nachzusehen, aber nirgends war der vermißte Becher zu finden. Sein Unmuth steigerte sich zum gewaltigen Zorn, als sein Suchen vergebens war und auch Veit ihm wiederholt berichtete, daß der Becher nirgends zu finden sei.

„So lange der Becher nicht zur Stelle kommt“ zürnte sein Herr, „bist du dafür haftbar, dir ist die Obhut über mein Tafelgeschirr übergeben, sorge, daß dein graues Haupt nicht mit Schande bedeckt wird.“

Der alte Diener verlor bei dem Gedanken, daß man ihn für den Dieb halten könnte, fast die Besinnung; er warf sich zu den Füßen des Gebieters und betheuerte unter strömenden Thränen seine Unschuld.

„Beweise sie“, donnerte ihm der Herr entgegen, und verschone mich mit deinem Gezeter. Bist du’s nicht im Stande den Becher herbeizuschaffen, so sei gewiß, daß das Gericht ihn zu finden wissen wird.“ —

Die Anzeige von dem Verschwinden des Bechers wurde gemacht und Veit noch selbigen Tages in das Gefängniß abgeführt. Aber was half es ihm, daß er unter den heiligsten Betheuerungen versicherte, nichts von dem abhanden gekommenen Becher zu wissen, daß

er auf seine lange Dienstzeit im Hause hinwies, während der auch nicht der leiseste Zweifel an seiner Treue und Hingebung für die Herrschaft aufkommen konnte. Was half es, daß ihm sein strenger Gebieter, die übereilte Kundgebung seines Verdachts gegen ihn vielleicht bereuend, das beste Zeugniß gab — das Gericht hielt sein Opfer bereits fest umklammert, der Verdacht konnte sich gegen Niemand richten als gegen Veit, da er selbst erklärt hatte, daß er den Becher zuletzt in seines Herrn Händen gesehen habe und kein Mensch mehr später in das Gemach gekommen sei. Da konnte denn bei dem beharrlichen Leugnen des allein Verdächtigen die Wahrheit durch kein anderes Mittel mehr an den Tag gebracht werden als durch die Folter. — Diese wurde nun in ihrer ganzen Scheußlichkeit gegen den armen Veit angewandt. Das Bewußtsein seiner Unschuld, das Vertrauen auf die Hilfe des Allmächtigen, der das Verborgene siehet und vor dessen Auge jede Schuld offenbar wird, stärkte ihn wunderbar, daß er trotz seines Alters die ersten Grade der namenlosen Marter überstand und die Behauptung seiner Schuldlosigkeit aufrecht erhalten konnte. Als aber die Qualen der Tortur sich steigerten, um ein Bekenntniß seiner Schuld zu erpressen, da besiegten die unerhörten Schmerzen die Willenskraft und jegliches Vertrauen, und der Gemarterte bekannte, den Becher entwendet zu haben. Damit schienen die Richter zufriedengestellt, denn sie fragten nicht weiter danach, wohin der gestohlene Becher gekommen, sondern verurtheilten nach dem Grundsatze, „fiat justitia et

pereat mundus", den alten Veit zum Galgen, an dem er gottergeben starb, nachdem er noch sein erpreßtes Geständniß widerrufen und seine Unschuld betheuert hatte.

Kurze Zeit nach dem Tode des Unglücklichen wurde der vermißte Becher in einem geheimen Wandschrank gefunden, und zwar, wie die Sage, die sich mit der Einfachheit der erzählten Geschichte nicht begnügt, hinzusetzt, bis zum Rande mit Blut gefüllt.

Der von Gewissensbissen über seine Voreiligkeit gequälte Besitzer des Kleinods brachte den Fund zur Anzeige und überlieferte sich dadurch einer für seinen Stolz sehr empfindlichen Strafe. In finsterer Mitternachtsstunde erschienen der Henker und seine Gehilfen, welche Fackeln trugen, vor dem Hause und befestigten einen Strick an dessen Thüre, zum Zeichen, daß der Besitzer den Tod durch Henkershand verdient hätte. Nach vielen Fürbitten wurde diese Buße dahin abgeändert, daß man erlaubte den Strick hinter der Hausthüre aufzuhängen, wo er noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts zu sehen gewesen sein soll.

Die Sage fügt hinzu, daß die Familie die Gebeine des unschuldig Hingerichteten ausgraben, in Silber fassen, und unter großen Feierlichkeiten sammt dem Becher in dem eingangserwähnten, von ihr gestifteten Altar aufbewahren ließ.

Malefizbücher und Chroniken erzählen mit mehr oder weniger Abweichungen die Geschichte so wie sie hier mitgetheilt wurde, und geben das Jahr 1386 als

den Zeitpunkt an, in welchem sie sich ereignet haben soll. *)

Indeß kommt eine ähnliche Sage schon im Jahre 1332 vor, wo es sich statt des Bechers um eine goldene Kette handelt. Sie ist in einem, in der Stadtbibliothek befindlichen, handschriftlichen Malefizbuch (Amb. Nr. 96. Fol. pag. 12.), wie in einem desgl. des Germanischen Museums (Nr. 3587), verzeichnet und lautet nach letzterem also:

„Ao. 1337 hat bey Regierung Kaysser Ludwigs des IV. ein vornehmer Herr, dessen nahmen man nicht ohne Ursache hinterhalten, nahe um St. Laurenzen wohnend, **) welcher ein schönes Weib hatte und viele Kinder mit ihr erzeuget, seinem Stand nach täglich eine goldene Ketten um den Hals getragen, auf eine Zeit aber hatte dessen Gemahl gedachte Kette den Kindern damit zu spielen gegeben, da dann die Kinder einsmahls unversehens die Kette zum Fenster hinausgeworffen, welches zur Winterszeit geschehen und damals ein dicker schnee gelegen, worein sich die Ketten verfallen und liegen geblieben, biß der Schnee in etwas abgegangen, dahero hat Niemand gewußt, wo die Ketten hingekommen, worüber alles Gesinde im Hause zu rede gestellet und ins gefängniß geleget worden, weil man nun anderst

*) Unter dem Titel: „Der goldene Becher" ist ein Roman von Georg Ball, Nürnberg, 1833 und ein anderer von Gottfried Flammberg, Stuttgart 1871 erschienen, welche beide diese Sage behandeln.

**) Das jetzt Bankier Kohn'sche Haus bei St. Lorenzen, soll damals im Besitz der Schürstab'schen Familie gewesen und diese hier gemeint sein.

nicht vermeynet, denn daß einer unter dem Hausgesind die Kette entwendet und gestohlen haben müße, sind sie derhalben peinlich gefraget und gemartert worden; als aber dem Knecht die pein und Marter gar zu hart angethan worden, hat er bekannt, daß er die Ketten gestohlen, welches doch nur aus Furcht und Angst geschehen, auf welche seine Aussage er denn kürzlich zum Tod verurtheilt und an den Galgen gehenket worden. Nachdem sich nun das Wetter geändert und der schnee abgegangen, hat ein altes Bettelweib die Ketten gefunden, dieselbige aufgehoben, und dem Hausherrn in das Haus gebracht, welcher über solchen Fund von Herzen erschrocken und als solches dem Rath gründlich berichtet worden ist, der Knecht auf Befehl der Obrigkeit vom Hochgericht abgenommen und gar ehrlich auf dem Kirchhof von St. Laurenzen begraben worden. Der Herr aber hat eine große Summe Geldes für solchen Frevel bezalen müssen und nachdem solches Ihrer Kaiserl. Majestät berichtet worden, hat er dem Rath dieser Stadt das Hochgericht arrestirt, daß sie in vielen Jahren keinen mehr zu henken Macht haben. Was nun nach der Zeit das Leben verwirket und den Galgen verdient gehabt, ist unterdessen Alles mit dem schwerdt gerichtet worden, bis endlich E. E. Rath solches von kaiserl. Maj. wiederum erlanget und durch Erlegung einer merklichen Summe Geldes, so noch unvermeldet bleibet, ihnen ihre Justitia wieder eröffnet worden."

Hierauf folgt in derselben Handschrift die Geschichte vom goldenen Becher, und endlich nachstehende Erzäh-

lung, die in der Hauptsache — dem Justizmorde — identisch mit den beiden andern ist.

„Ao. 1447 v. 28. Febr. Als von den alten Erbaren Geschlechten ein ansehnlich Gesellenstechen allhie gehalten, und denselben Abend ein Tanz auf dem Rathhaus gehalten worden, von den fürnehmsten Geschlecht, ist nebst andern Hans Waldstromers Eheweib, welche eine Grundherrin von Geschlecht gewesen, auch auf bemelten Tag erschienen, und als sie des Nachts wieder zu Hause kommen, hat sie ihren Schmuck und weibliche Zierde von Ketten, Spangen und Geschmeid abgethan und auf eine alte Truhen geleget, welches ohngefähr ab und hinter selbe gekommen und gefallen, und also alles guldene Geschmeid und Zierde verloren worden. Nachdem nun des andern Tages gedachte Kleinodien, wiewol zu erachten, wieder gesuchet und Jedermann im Haus darum gefraget worden, aber Niemand dessen einige Wissenschaft haben wollen, ist letztlich der Argwohn auf Niemand anders als auf einen alten Knecht, so im Haus bey den Herrn Waldstromer eine lange Zeit gedienet, kommen, als er aber mit seiner Einfalt sich nicht genugsam entschuldigen konnte, wurde er gefänglich eingezogen, welcher durch große Marter, so ihm angethan worden, bekannte, daß er solchen Diebstal begangen und aus großer Furcht sein Leben zu lassen, kein Bedenken gehabt, sondern sich gutwillig zum Sterben bereitet, darum er den 26. Oktober gehenkt worden, doch dieser That unschuldig, wie er denn am Hochgericht, als er sterben sollte, öffentlich gesaget: Das weiß Gott, daß ich unschuldig dieses

Diebstals heute sterbe, so gewiß als der Herr Christus unschuldig am Kreuz gestorben, doch wolle er den Tod gerne leiden, welchen Gott, in den er hoffe, bald offenbaren werde und seine Unschuld an den Tag bringen. Als nun über etliche Zeit hernach der Waldstromer sein Haus ausputzen und verneuen lassen, wurde gemeldete alte Truhe auch von ihrer Stelle oder Ort verändert, darhinter denn alles Verlorne Geschmeid und Kleinodien gefunden worden, über welchen Fund der Waldstromer und seine Ehewirthin so erschrocken sind, daß sie beede bald darauf gestorben sind."

In der Gundlingschen Chronik von 1707 wird diese Geschichte in das Jahr 1477 gesetzt und beigefügt, daß diese Waldstromer Anno 1538 „gar aus der Stadt gekommen und Alles verkauft, dazu durch einen Geistlichen, Brucker genannt, beredet bis auf Erasmum Waldstromer, der im Heilsbrunner Hofe gewohnet und ohne Weib gelebet, auch Anno 1572, 15. Martii gestorben."

So finden wir denn für eine Sage, die in ihren Grundelementen völlig gleich ist, die Jahre 1337, 1386, 1447 und 1477 bezeichnet, und mehrere Familien mit derselben in Verbindung gebracht. Daß eine Vermischung und Verwechslung dieser drei Geschichten vorgekommen ist, die sich endlich in eine, an den Altar bei St. Lorenzen sich knüpfende vereinigt haben, ist wol nicht zu bezweifeln und überdies steht geschichtlich fest, daß die Gebeine auf jenem Altar, welche die Sage die des unschuldig ermordeten Dieners sein läßt, als eine Reliquie des heil. Gereon bezeichnet werden,

welche Ulrich Imhof 1360 von Cöln nach Nürnberg brachte. *)

3. Die Messe der Todten.

Eine edle Frau aus demselben Geschlechte, die frühzeitig zur Wittwe wurde, und ihren Gemahl schmerzlich betrauerte, suchte täglich Trost in der nahen Lorenzkirche. Besonders versäumte sie keine der Frühmessen und war zu jeder Jahreszeit die erste in ihrem Kirchenstuhle.

So wollte sie auch an einem Allerseelentage die Messe besuchen. Noch halb träumend glaubte sie die Glocken zu hören, die zum Gottesdienste riefen, und als sie sich vom Schlaf ermunterte, hielt sie die Helle des Vollmonds für das erste Grauen des Tages, kleidete sich rasch an, warf ihren Mantel um und eilte über die Straße in die Kirche, deren Thüren offen standen und die schon von einer Menge Andächtiger gefüllt war. Auf ihrem Platze angelangt, sah sie den Priester am Altar die heilige Messe celebriren, aber die Kerzen, obgleich sie in ungewöhnlicher Menge brannten, warfen einen fahlen Schein, der ihr die Gesichter aller Anwesenden schauerlich bleich erscheinen ließ. Und als der Priester sich wendete, daß sie sein Antlitz sehen und seine Züge erkennen konnte, schien es ihr, als ob es derselbe Geist-

*) Der Umstand, daß nach den Schürstabs die Imhof Besitzer des bezeichneten Hauses waren, mag wol die Veranlassung gegeben haben, daß die Sage auf diese letzteren übertragen wurde.

liche der Kirche sei, den man vor wenig Wochen erst auf dem nahen Friedhof bestattet hatte; erschreckt sah sie um sich und erkannte in allen ihr Zunächststehenden, Personen, die längst nicht mehr unter den Lebenden weilten. Halb todt vor Schrecken und Entsetzen sank sie in ihren Stuhl zurück; da nahte ihr eine Jugendfreundin, die sie vor wenig Monden selbst mit zu ihrer Ruhestätte begleitet und tief betrauert hatte, und sprach mit seltsam schauerlichen Tone zu ihr: „Liebe Clara, wenn es zur Wandlung läutet, so fliehe so rasch du kannst aus der Kirche, sonst ereilt dich selbst der Tod als Strafe für den Frevel, daß du die Seelen der Abgeschiedenen in ihrer Andacht gestört.“ — Wie ein Nebel zerfloß das Bild der Freundin vor ihren Blicken, und wie trunken vor Grauen und Entsetzen wankte Frau Clara aus ihrem Stuhl und floh, so schnell es ihre zitternden Glieder erlaubten, der Thüre zu. Da war ihr, als ob alle die Menschen, die in der Kirche waren, hinter ihr drein huschten und sie verfolgten. Mit Mühe gelangte sie über den Kirchhof, dessen Gräber sie alle geöffnet zu sehen glaubte, in ihr Haus zurück, an dessen Schwelle sie ohnmächtig in die Arme ihrer Gürtelmagd sank, die erschreckt von dem nächtlichen Ausgang ihrer Gebieterin, ihr eben nacheilen wollte. Vom Thurm der Lorenzkirche schlug es ein Uhr. Der Mond war untergegangen und die tiefste Stille herrschte auf dem von der Finsterniß der Nacht bedeckten Platze. Als am andern Morgen die Diener des Hauses auf dem Kirchhof nach dem Mantel suchten, den ihre Herrin in der Bestürzung verloren hatte,

fanden sie die Fetzen desselben auf den Grabsteinen verstreut liegen.

Die ausgestandene Angst warf Clara auf das Krankenbette, und als sie nach langem Siechthum genas, erfüllte sie das Gelöbniß, welches sie während desselben gethan und nahm im Kloster der Clarissinnen den Schleier.

Die Sage von einer Messe der Todten in der Allerseelen-Nacht findet sich auch an andern Orten.

4. Der verfluchte Schüler.

Die Einrichtung der Schulen in Nürnberg war bis zur Zeit der Reformation und noch lange darüber hinaus eine sehr dürftige. Deutsche Schulen, d. h. solche, in denen ausschließlich Unterricht in der deutschen Sprache und den Elementargegenständen, wie heut zu Tage, ertheilt wurde, gab es bis zum 16. Jahrhundert gar nicht. Wer sich für den gelehrten oder geistlichen Stand vorbereiten wollte, der mußte zunächst eine der Kloster- oder lateinischen Schulen besuchen, wie sie an den Kirchen zu St. Sebald, St. Lorenz, im Aegydienkloster und später auch am Spital bestanden.

Außer diesen Schulen gab es eine Anzahl Schreib- und Rechenmeister, unter denen Johann Neudörffer (geb. 1497, gest. 1563) der berühmteste war. Die Söhne der Patrizier und bemitteltern Bürger erhielten ihre Vorbildung für eine der Hochschulen meist in den Klosterschulen oder durch Privatunterricht. Die ärmeren Schüler erwarben sich ihren Unterhalt durch

Unterrichtgeben und durch das, noch bis in die späteren Zeiten übliche, Singen vor den Häusern, bei Leichenbegängnissen und dergleichen. Ihre Disciplin wird nicht sehr gerühmt, und Zucht und Gesittung ließ bei manchen derselben viel zu wünschen übrig. Es gilt das indeß nicht von Nürnberg allein, sondern in ganz Deutschland waren die Verhältnisse der „Schüler“ unter denen man auch die Universitätsstudenten begriff, sich überall ähnlich. Die sogenannten „fahrenden Schüler“ wurden sogar zu einer Art Landplage und von den Bauern fast so gefürchtet, wie die „gartenden“ Landsknechte, denn sie waren aller Schelmenstücke voll, nicht Huhn noch Ei war vor ihnen sicher und Spielen, Saufen, Fluchen und Schwören war ihnen oft geläufiger, als das Latein, das ihnen aus irgend einem alten Classiker eingepauckt wurde.

Ein solches Exemplar von „Schüler“ mag der Bengel gewesen sein, der einmal auf dem Platze vor dem Lorenzer Schulhause mit andern seines Gleichen „schusserte“. Es ist das ein in Nürnberg besonders heimisches Spiel (in Norddeutschland nennt man es Murmelspiel) mit kleinen Steinkugeln (Schussern), welches man noch heut zu Tage in der Zeit zwischen Fastnacht und Ostern, wenn der Schnee die Straßen nicht mehr bedeckt, häufig von Schulknaben spielen sieht.

Der Schüler, dessen Namen uns die Sage nicht aufbewahrt hat, wurde vom Glück nicht begünstigt, und als er seinen letzten Schusser verloren hatte, rief er, wie ein verzweifelter Spieler, der etwa einst in Wiesbaden

seinen letzten Louisdor vom Croupier einziehen sah, aus: „Wenn mich nur gleich der Teufel lothweis holte!“ Nun soll der „Gott sei bei uns“ bekanntlich auf nichts so sehr erpicht sein, wie auf eine arme Seele, und wenn er gerade keinen bessern Braten bekommen kann, nimmt er auch mit einem armen Schüler vorlieb. Drum war dem Flucher kaum der böse Wunsch aus dem unfläthigen Maul entwischt, als auch schon Herr Urian mit gewaltigem Sausen durch die Luft herunterflog, den Schüler beim Genick packte, ihm den Kopf herumdrehte, daß das Gesicht im Nacken stand und dann, einen gräulichen Gestank zurücklassend, ihn durch die Lüfte mit sich fortführte.

Wer das nicht glauben will, sehe am Schulhause bei St. Lorenzen auf dem Sockel der Statuette des heil. Lorenz die Figur mit umgedrehtem Kopfe, und auf einer der Spitzen am Dache der Kirche den Hut des Schülers, der bei seiner Höllenfahrt durch die Luft dort hängen blieb und zu einem Wahrzeichen und zur Warnung für alle leichtsinnigen Spieler und Flucher aus Blech abgebildet wurde.

5. Der gehängte Mönch.

Das sogenannte Hirschvogel'sche oder Geuder'sche Fenster in der St. Lorenzkirche zeigt unten in einem der Eckflügel das Bild einer Figur im Mönchsgewande mit einem Strick um den Leib. Wenn man die alte fromme Sitte unserer Vorfahren bedenkt, sich aus christlicher Demuth in einem Mönchshabit abbilden und auch darin

begraben zu lassen, so fällt einem die Erklärung dieses Bildes nicht schwer.

Im Volke lebt aber noch eine Sage, die sich an dieses Fenster knüpft und ohne Zweifel aus dieser Mönchsfigur entstanden ist. Sie erzählt uns, es wären zu jener Zeit, als die kühne That Luthers und ihre weltgeschichtlichen Folgen so rasch in den Gemüthern zündete und auch in der alten frommen Bischofsstadt Bamberg die neue Lehre viele Anhänger selbst unter dem Klerus fand, daselbst zwei junge Priester gewesen, die, weit entfernt zu diesen Anhängern zu gehören, vielmehr mit fanatischem Eifer gegen die ketzerische Neuerung kämpften.

Als die Nachricht von dem für Luther glücklichen Ausgang des Reichstags zu Worms zu ihnen gelangte, waren sie höchlich unzufrieden damit, daß der kecke Augustinermönch nicht, wie sein Vorgänger Huß, auf dem Scheiterhaufen das frevelhafte Unternehmen büßte, dem Papst und der ganzen Klerisei den Handschuh hingeworfen zu haben. Zwar glaubten sie nicht an den Sieg der neuen, in ihren Augen fluchwürdigen Lehre, aber sie sahen doch große Kämpfe und Zerwürfnisse in der Kirche voraus, und in ihrer frommen Begeisterung für den alten heiligen Glauben, dessen geweihte Priester sie waren, schwuren sie in nächtlicher Stunde beide auf die Hostie, daß sie sich eher das Leben nehmen wollten, als jemals der ketzerischen Lehre zu huldigen oder gar als Priester sie zu verkündigen.

Pater Antonius, der ältere der Beiden, kam in

seinem ruhig dahinfließenden Leben unter dem Schutz des bischöflichen Krummstabs von Bamberg, der jeden Versuch die neue Lehre in der Bischofsstadt zu verbreiten zu vereiteln wußte, nicht in Versuchung gegen seinen Schwur zu sündigen und wird wol selig in seinem Kloster verstorbeu sein. Desto verhängnißvoller aber wurde dieser Schwur seinem Freunde Lambertus, den sein Geschick einige Jahre später als Hilfspriester an die Kirche zu St. Lorenzen in Nürnberg, die, wie alle Nürnberger Kirchen, zur Bamberger Diözese gehörte, führte. —

In der freien Reichsstadt hatte die Reformation schon in den Jahren 1522 und 1523 viele Anhänger unter der Bürgerschaft gewonnen und auch ein Theil der Geistlichkeit neigte sich der Lehre Luthers zu, wenn schon äußerlich in den Formen des alten Glaubens keine Aenderung statt hatte. Der Rath der Stadt verfuhr in dieser, die ganze christliche Welt bewegenden Angelegenheit mit besonderer Vorsicht, wie nicht leicht eine andere Stadt Deutschlands, und die Disputationen zwischen beiden Parteien im Augustinerkloster hatten lange ihren ungestörten Verlauf.

Lambertus kämpfte noch mit dem Feuereifer der Jugend gegen den immer mehr Feld gewinnenden Feind, aber er war dennoch nicht mehr der unbefangene Priester, dessen ganze Seele dieser Kampf erfüllte. In seinem Herzen machte sich eine Stimme geltend, deren Laut er bisher nicht gekannt hatte, und die um so gewaltiger

zu seinen Sinnen drang, als er vor ihrem Ruf sich hinter dem Bollwerk seines Glaubens zu schützen suchte.

Er war der Sohn eines Bauern in der Gegend von Lauf, und hatte in der Tochter eines armen Nachbarn eine Jugendgespielin. Noch als Kinder mußten sie sich trennen; ihn führten seine Studien nach Nürnberg, dann ins Kloster nach Bamberg, sie kam als kleines Mägdlein schon in den Dienst einer Bürgerswittwe in Nürnberg. Eine aufgeblühte rosige Jungfrau trat sie ihm entgegen, als die Pflichten seines geistlichen Amtes ihn zu der schwer erkrankten Herrin der Jugendgespielin führten. Anna nahte ihm mit jener scheuen Ehrfurcht, die in jener Zeit noch den Geistlichen gespendet wurde, in der aber wol auch die unschuldige Zuneigung zu dem Gefährten ihrer Jugend ihren Ausdruck fand. Die angedeuteten Verhältnisse führten Lambert durch längere Zeit häufig in Annens Nähe, und er fühlte sich glücklich, das Mädchen zu sehen, bei dessen Anblick alle freudigen und traurigen Erinnerungen seiner Jugendzeit wach wurden. Als aber Anna's Herrin genas und seine Besuche seltener werden mußten, fühlte er sich von einer Unruhe ergriffen, die er sich nicht zu deuten wußte. Mehr als je gab er sich dem Studium der alten Kirchenväter hin, und suchte in ihnen Waffen zu dem Kampfe gegen die Neuerer, deren Zahl mit jedem Tage stieg. Aber er mußte sich gestehen, daß seine Gedanken oft weit abirrten von den schweinsledernen Folianten nach dem stillen, kleinen, friedlichen Bürgerhause, in welchem Anna schaltete, die aus einer Dienerin mehr eine Freundin oder

Pflegetochter der Genesenen geworden war, denn seit der treuen, wahrhaft kindlich liebevollen Pflege, die Anna ihrer Herrin gewidmet hatte, fühlte sich diese mit fast mütterlicher Neigung zu ihr hingezogen.

Eine ernste Prüfung seines Seelenzustandes mußte den Priester Lambertus zu der Erkennung der Ursache seiner peinlichen Erregung führen. Er war ein gewissenhafter, ein ehrlicher Diener des Herrn, und seine Glaubenstreue wurzelte in seiner Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit der alten Glaubenslehren. Er fühlte sich schon von dem Gedanken einer irdischen Neigung von schwerer Sünde belastet, und kämpfte mit redlichem Eifer gegen ein Gefühl, das ihm als die frevelhafteste Verletzung seines priesterlichen Gelübdes erschien.

Um diese Zeit trat die längst vorbereitete Kirchenreformation durch das Vorgehen der Pröbste Georg Peßler zu St. Sebald und Hektor Pömer zu St. Lorenz, des Abtes Friedrich Pistorius zu St. Egydien und des Priors der Augustiner, Wolfgang Vollbrecht, auf der durch Luther und Melanchthon beschrittenen Bahn faktisch in's Leben. Dem armen Lambertus, der kirchliche Autoritäten, denen er die höchste Verehrung zu zollen gewohnt war, der seinen Vorgesetzten, einen Mann von hoher Gelehrsamkeit und unsträflichem Wandel, plötzlich am jenseitigen Rande der Kluft stehen sah, die mitten im Schooß der Kirche sich weit spaltend öffnete, während er allein, fast ganz allein, einem Ausgestoßenen gleich aus der christlichen Gemeinschaft, diesseits stand, schwindelte bei diesem Umschwung der Dinge. Es gab

Augenblicke, in denen die Macht der Umstände, das Beispiel der Mächtigeren, in Verbindung mit dem geheimnißvollen Drang, der seine Seele beherrschte, ihm verlockende Bilder vor die Sinne zauberten, in denen er die Möglichkeit einer Vereinigung mit dem nimmer zu verscheuchenden Bilde seiner Träume, ohne eine Verletzung seines priesterlichen Gelübdes sich denken konnte.

Doch waren es nur flüchtige Augenblicke, die ihm ein Glück zulächeln ließen, das der Gedanke an jenen Schwur wie ein Phantom verscheuchte, den er an des Freundes Seite in der Klosterkirche zu Bamberg geleistet. Diese unübersteigliche Schranke zwischen der Wirklichkeit und den Bildern seiner Phantasie steigerte seinen Widerstand gegen das Hereinbrechen des Sturmes in sein stilles friedliches Priesterleben. Er glaubte sich berufen zum Kampfe wider die gottlose Häresie, die bereits die Besten der Kirche in ihrem höllischen Zauberbann gefangen hielt.

Doch er selbst war von einem solchen umstrickt, der ihn an die Scholle bannte, die ihr Fuß betrat, und ihm nicht gestattete, der Luft zu entsagen, die sie athmete, sonst wäre es ja ein Leichtes gewesen, der gottlosen Stadt Valet zu sagen, vor ihren Thoren den Staub von den Füßen zu schütteln, und dahin zu ziehen, wo noch die heilige Lehre unangetastet von den Neuerern blieb. — Der Feuereifer, mit dem Lambertus gegen die Feinde des alten Glaubens stritt, konnte dem Strom nicht wehren, der immer mächtiger daherbrauste; die Wenigen, die noch zu ihm hielten, verließen die Stadt, um nicht

dem Gräuel der Austheilung des Abendmahls in beiderlei Gestalt zusehen zu müssen, die schon am nächsten Ostertage in den Hauptkirchen geschah, und der sich selbst die Klosterbrüder nicht entzogen. Lamberts Seelenzustand wurde ein immer qualvollerer, der Schlaf floh sein Lager und vor die ermattete Seele trat die Gestalt des höllischen Geistes, der ihm vorstellte, daß er sein zeitliches Glück und die Erfüllung aller seiner geheimen Wünsche leicht erlangen könne, wenn er von seinem Starrsinn ließe, das heißt nach Lambertus Anschauung, vor dem Fürsten der Hölle niederfalle und ihn anbete.

Im brünstigsten Gebete lag er am Ostersamstag vor einem der Altäre der St. Lorenzkirche auf den Knieen und flehte um einen Ausweg aus dem Irrsal in das er verstrickt war. Aber es wollte kein Trost in seine Seele kommen, und als er sich erhob und seinem Beichtstuhle zuschritt, sah er die Gestalt, die im Traum und Wachen ihn umschwebte, sah er Anna dort knieen, bereit ihm ihre Beichte abzulegen.

Die Dämmerung des Frühlingsabends war bereits hereingebrochen, als der Meßner noch durch die leergewordenen Räume der Kirche schritt, und an einer der Säulen des Hauptganges den Priester Lambertus in sich zusammengesunken knieend sah, mit dem blassen Haupte fast den Boden berührend. Auf seine Frage, ob dem Hochwürdigen etwas zugestoßen sei, und ob er ihn in seine nahegelegene Wohnung geleiten solle, bedeutete ihm Lambertus, daß er, um ein Gelübde zu erfüllen, noch bis Mitternacht in der Kirche, nahe der ewigen Lampe,

verweilen müsse; er würde dann selbst die kleine Seitenthüre schließen, zu der er, da er am andern Morgen die Frühmesse zu lesen hatte, den Schlüssel bei sich führte. Ohne Arg entfernte sich Meister Blasius, dergleichen Absonderlichkeiten des Priesters Lambertus schon gewohnt. Als er nach Mitternacht mit seiner Laterne über den Kirchhof schritt, um, wie es sein Amt erforderte, nach den Kirchenthüren zu sehen, fand er die kleine Seitenpforte sorgfältig verschlossen und kehrte beruhigt in seine Wohnung zurück, um sich bis zur Frühmesse noch durch einen sanften Schlaf zu erquicken. Aber welch schreckliches Erwachen sollte ihm daraus bereitet sein!

„Ach, Meister Blasius! Ein Unglück! Ein Gehängter — in der Kirche — am Fenster — kommt nur schnell!“ — so schrie es ihm in's Ohr, als er eben noch einmal die Schlafmütze fester in's Gesicht zog und sich auf die andere Seite legen wollte. Vor ihm stand seine Magd mit der Laterne, die ihren trüben Schein auf das Antlitz des Erwachenden warf und rüttelte ihn mächtig am Arme, da er nicht gleich Anstalt zum Aufstehen machte. Sie war frühzeitig in die Kirche gegangen, um den Altar zum heiligen Ostertag festlich zu bekleiden, und als sie an eines der östlichen Fenster trat, sah sie eine dunkle Gestalt vor demselben schweben. Fast entfiel die Laterne ihrer Hand, als sie hinanleuchtend eine Mannsfigur in priesterlichem Gewand erblickte, deren Füße frei herunterhingen, während das mit der Kapuze verhüllte Haupt auf die Brust herabgesunken war.

Als Meister Blasius mit Licht in die Kirche trat,

erkannte man in dem Unglücklichen am Fenster den Priester Lambertus, der den Kampf in seinem Innern, den er nicht zu einem siegreichen Ende zu führen vermochte, durch einen freiwilligen Tod abschloß, und damit zugleich dem frevelhaften Gelübde genügte, das er einst im Dome zu Bamberg in Gemeinschaft mit seinem Freunde Antonius abgelegt hatte.

Mehrere Erzähler dieser Sage wollen den Selbstmord des Priesters in der Kirche der Absicht zuschreiben, das Gotteshaus, als die künftige Stätte ketzerischen Gräuels, zu beschimpfen. Psychologischer wäre es, wenn wir annähmen, daß seinen Entschluß das letzte Zusammentreffen mit Anna, und der ihm in der Beichte möglicherweise gewordene Einblick in ihren Seelenzustand zur Reife brachten und ihn im Wahnsinn der doppelt gemarterten eigenen Seele die That zur Stelle vollbringen ließen.

Die Sage fügt hinzu, der Leichnam des Selbstmörders sei zu jenem Fenster aus der Kirche geworfen und das Gedächtniß seiner unseligen That durch das bezeichnete Bild erhalten worden.

Die Wette mit dem Teufel.

Ueber die Entstehung des alten, kaiserlichen Reichsschlosses in Nürnberg, das noch heute vom hohen Fels herab auf die Stadt niedersieht und die ganze Umgegend beherrscht, sind durchaus keine sicheren Nachrichten vorhanden. Die alten Chronisten lassen es von Kaiser Konrad I. erbaut worden sein, und seine jetzige Gestalt soll es unter Friedrich dem Rothbart erhalten haben. Uns, die wir es durchaus nur mit der Sage zu thun haben, macht diese Ungewißheit keine Sorge, und wir nehmen an, daß die Kaiserkapelle, welche über der St. Margarethenkapelle liegt, deren Chor das Erdgeschoß des sogenannten Heidenthurms bildet, auf Befehl des Kaisers Konrad entstanden sei, der das alte „Neronesberg" dem deutschen Reich einverleibte, es mit festen Mauern umgab und an der Stelle des alten Wartthurms eine kaiserliche Reichsveste erbaute.

Diese Kaiserkapelle (nicht Ottmarskapelle, wie sie irrthümlich häufig genannt wird, während unter dieser Bezeichnung die jetzige Walpurgiskapelle zu verstehen ist) ist der Schauplatz einer jener zahlreichen Teufelssagen, die sich fast an jede Kirche, Kapelle, an jedes Schloß, ja selbst an Brücken und Brunnen und andere

Denkmale aus alter Zeit knüpfen. In der Regel ist der „Gottseibeiuns“ bei allen diesen Geschichten schließlich der Geprellte, der mit langer Nase, oder zerbläutem Rücken abziehen muß und sich nicht anders zu rächen weiß, als daß er sein höllisches Parfüm zurückläßt.

Von dem das Gewölbe der Kapelle stützenden vier Säulen ist die eine von einem Ring in der Mitte umgeben, wie noch heutigen Tages zu sehen, und ein bärtiger Menschenkopf, der für den eines Mönchs ausgegeben wird, welcher in der folgenden Sage eine Hauptrolle spielt, ist an der steinernen Gallerie der Kaiserloge angebracht.

Während Konrad I. mit dem Bayernherzog Arnulf zu thun hatte, der sich seiner Oberherrschaft nicht unterwerfen wollte, gerieth der Bau der Kapelle sehr ins Stocken. Es fehlte an Baumaterial, namentlich an Marmor, aus welchem die Säulen des Gewölbes gemacht werden sollten. Die Rückkehr des Königs aus dem Feldzug gegen Bayern, stand nahe bevor, und der Tag seines Einzugs in das neue Reichsschloß zu Nürnberg, wo er den Winter über Hof halten wollte, war zur feierlichen Einweihung der Kapelle durch den Bischof von Regensburg bestimmt. —

Deshalb war denn nun der Schloßkaplan Pater Cyrillus in großen Sorgen; er ließ den Baumeister kommen und beschwor ihn, alles anzuwenden, um die Kapelle bis zur bestimmten Zeit vollendet zu sehen, aber dieser entgegnete ihm: „Das kann selber der Teufel nicht zuweg bringen!“

So wälzte sich einmal Cyrillus in einer stürmischen Herbstnacht zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche unruhig auf seinem Lager. Um den Thurm, der sich über der Kapelle erhebt, krächzten die Dohlen, von den Eulen aus ihrem Schlafe aufgeschreckt, die in den Nischen des alten Baues nisteten, der noch nicht ganz abgebrochen war. Gegen Mitternacht wüthete der Nordwest-Sturm so gewaltig um das Schloß, als wollte er es von seinem Felsgrund auf die Stadt herunterschleudern. Pater Cyrillus erhob sich von seinem Lager, über dem eine Ampel so viel Licht verbreitete, daß er in einem alten Codex lesen konnte, der eine sehr scharfsinnige Abhandlung über die Lehre vom Fegefeuer enthielt, und den frommen Pater den großen Verlust an nicht gehaltenen Seelmessen vor die Augen führte, wenn sich der Ausbau der Kapelle noch länger verzögerte. Er gedachte der Einwirkungen des Satans auf die schwachen Menschenseelen, aber auch des glorreichen Triumphes der heiligen Kirche über seine Macht und suchte unter frommen Gebeten den Schlummer, der ihn endlich in sanfte Träume wiegte.

Aber nur zu bald verwandelten sich die heiteren Bilder derselben in schwerbeängstigende Phantasieen. Es kam ihm vor, als ob ein dichter Qualm das Gemach erfülle, der ihm das Athmen erschwerte, und als er sich halb von seiner Ruhestätte aufrichtete, sah er aus der Wolke, die den engen Raum erfüllte, die Umrisse einer Gestalt sich entwickeln, die viel Aehnlichkeit mit dem Phantom hatte, unter dem schon die damalige Zeit sich den

Herrn der Hölle, den Meister in allem Bösen, vorzustellen pflegte.

„Apage Satanas“, schrie der Priester dem Gespenst entgegen, das nahe zu seinem Lager trat, aber mit jedem Augenblick des Näherkommens von der Schrecklichkeit seines ersten Erscheinens verlor, und sich schließlich als ein schlichter Mann in der damaligen Tracht der Gewerbsleute, der Steinmetzen oder Maurer darstellte.

Pater Cyrillus war ein umsichtiger Mann. Er wußte, trotz der Verwandlung des ungebetenen, nächtlichen Gastes, mit wem er es zu thun hatte, aber er vertraute seiner priesterlichen Gewalt über den Unhold und fragte, das Lager verlassend, weislich aber, als die gewichtigste Waffe gegen den Widersacher, das Kruzifix in der Rechten hoch emporhebend, was sein Begehr sei.

Mit halb abgewendetem Gesicht sprach der nächtliche Gast: „Ich kenne deine Wünsche und komme, sie zu erfüllen. Der Kapelle, die in wenigen Wochen fertig sein soll, fehlen die marmornen Säulen, ich verpflichte mich, trotz deinem ungläubigen Baumeister sie zur Stelle zu schaffen, und du kannst, wenn König Konrad, der soeben den Herzog Arnulf aus seinem Lande gejagt und ganz Bayern sich unterthan gemacht hat, zurückkommt, ein feierliches Hochamt in der fertigen Kapelle halten.“

„„Und was verlangst Du für diesen Dienst?““ fragte Cyrillus. „„Natürlich nichts anderes als meine Seele!““ setzte er hinzu. — „„Aus diesem Handel kann aber in Ewigkeit nichts werden, denn mein himmlisches

Theil gehört einem Mächtigeren als du bist. Hebe dich weg von mir, Satanas!"" —

„Wenn ich mich einmal mit einem Pfaffen einlasse," grinste der Teufel, so weiß ich im voraus, daß er allerlei Umstände und Schwänke macht, bis wir handelseins werden; zu einem Geschäfte kommts aber am Ende doch, und Du wärst wirklich nicht der Erste, der sich auf ein solches eingelassen hat. Ich weiß, daß Du ein tüchtiger Priester bist, und daß es Dir nicht darauf ankommt in einer Viertelstunde eine Messe zu lesen, zu der ein anderer die doppelte Zeit braucht. Drum laß uns eine Wette mit einander machen. In einem alten verfallenen Tempel in Rom weiß ich vier Säulen von schönstem carrarischem Marmor, die will ich für Deine Kapelle holen, eine nach der andern, und wenn Du in der Zeit mit Deiner Messe am Ende bist, so begeb ich mich jedes Lohns, so Du aber noch nicht fertig sein solltest, wenn ich mit der vierten Säule hier ankomme, so gehört mir Deine Seele. Das ist doch gewiß billig? Aber vor dem ersten Hahnenschrei muß alles geschehen sein. Ich hab' nicht länger Zeit."

Pater Cyrillus dachte im Stillen, darauf könnt' ichs allenfalls wagen, was versteht der Teufel vom Meßlesen, und obendrein müßten die lieben Engelein im Himmel selber lachen, wenn ich den Bösen dazu brächte, ohne allen Entgelt ein gottgefälliges Werk zu thun und zum Schmuck der Kapelle beizutragen. Besann sich also nicht lange und sagte: „Topp, ich geh' die Wette ein, will nur erst alles zur heiligen Handlung

bereiten und ein paar Ministranten herbeiholen. Aber nicht eher darfst Du fort, bis ich mit der Messe beginne."

„Ich bins zufrieden," entgegnete Satanas, „aber Deinen Hokus Pocus da mag ich nicht mit ansehen, ich setz' mich derweilen auf die Thurmspitze, und wenn Dein Glöcklein das Zeichen zum Anfang gibt, fahr' ich nach Welschland ab." —

Damit war auch Pater Cyrillus einverstanden, und als er mit ein paar Soldknechten von der Burgwache, die früher als Ministrantenknaben schon bei mancher Messe gedient hatten, daher kam, sah er den Teufel wohlgemuth auf der Spitze des „Heidenthurms" sitzen, und mit breiten kralligen Fledermausflügeln die Luft peitschen, daß es das Brausen des Sturmwindes übertönte. Vom Süden zog ein schweres Gewitter auf, und schon durchzuckten einzelne Blitze das rabenschwarze Gewölk. Der Priester bereitete den noch alles Schmucks entbehrenden Altar, und als er die Monstranz darauf setzte, hallte ein gewaltiger Donnerschlag durch das von den Blitzen erleuchtete Kirchlein, daß man schier glaubte, es seien die Grundmauern des Schlosses geborsten. Die erschrockenen Söldner fielen zitternd auf die Kniee und schlugen ein Kreuz ums andere. Aber Pater Hilarius schalt sie wegen ihres Kleinmuths und gab den Befehl, das Glöcklein der Kapelle anzuziehen und als er an den Altar trat und der erste Ton durch die Luft zitterte, erhob sich ein gräuliches Zischen und Brausen, Blitz folgte auf Blitz, unaufhörlich rollte der Donner und an

den Fenstern der Kapelle vorüber flog ein schwarzer Schatten. Es war der Böse, der seine Reise antrat und dessen Flügel an die runden Scheiben der Fenster streiften, daß viele zerbrachen und die Glassplitter auf den Altar fielen.

Ruhig, ohne von all' dem sich beirren zu lassen, begann Cyrillus sein frommes Werk, als er aber zum Confiteor kam, kehrte der Teufel bereits mit der ersten Säule zurück, die von unsichtbarer Macht an ihre Stelle gesetzt wurde. Noch hatte das Offertorium kaum begonnen, als auch die zweite Säule, so regelrecht, als hätte sie der beste Steinmetz gesetzt, an ihrem Platze stand. Nun wollte dem Pater doch bange werden, und als er das Sanctissimum erhob und das Glöcklein der Ministranten die heilige Wandlung verkündete, heulte der Sturm so grausenhaft um die Kapelle, daß Priester und Dienende sich kaum auf ihrem Platze erhalten konnten. Cyrillus fühlte sich so geblendet von dem Schein der Blitze, daß die Worte des Missale vor seinen Augen tanzten. Erst unter der Communion wurde er gewahr, daß auch die dritte Säule zur Seite des Altars bereits die Kapelle schmückte. Bewußtlos lagen die ministrirenden Söldner am Boden, aber Cyrillus wandte sich am Altare, breitete segnend die Arme aus, und seine gewaltige Stimme übertönte das Heulen des Sturms als er rief: „Dominus vobiscum! Ite missa est!“

Beim letzten Worte aber schoß durch die Thüre der Kapelle ein gewaltiger Feuerstrom und ein entsetzliches Krachen erfolgte, als wäre das Gewölbe der Kapelle

zusammengestürzt. Cyrillus brach auf den Stufen des Altars zusammen, die Lichter erloschen, dichte Finsterniß herrschte ringsumher, nur noch auf Augenblicke von zuckendem Wetterleuchten unterbrochen.

In der Burg war inzwischen alles lebendig geworden. Wachen und Diener stürzten mit Windlichtern herbei, und fanden den Priester und die Altardiener anscheinend leblos am Boden liegen. Zugleich aber erblickten sie die früher nicht vorhanden gewesenen Marmorsäulen zur Decke der Kapelle emporragen, und mitten auf dem Estricht die vierte Säule in zwei Stücke zerbrochen liegen.

Erst als die Hähne von der Stadt herauf das Nahen des Morgens verkündeten, gelang es, die Bewußtlosen wieder ins Leben zurückzurufen, aber auf die Gemüthsstimmung des Pater Cyrillus hatte der grauenhafte, nächtliche Vorgang einen bleibend verdüsternden Eindruck gemacht. Sein Geständniß der verhängnißvollen Wette mit dem Teufel und die Erzählungen der ministrirenden Soldknechte, brachten ziemliches Licht in die Sache, bis auf den Schluß des Abenteuers, soweit er die zerbrochene Säule betraf. Es gehörte indeß weniger Phantasie dazu, als die, welche in jenen fernen Tagen noch die gläubigen Gemüther beherrschte, um herauszufinden, daß der geprellte Teufel die vierte der Säulen in dem Momente herbeibrachte, als Pater Cyrillus, der es mit dem Wortlaut des Missale gegen den Schluß nicht mehr besonders genau genommen haben mag, das „ite missa est“ ausrief, und in der Wuth

über den Verlust der Wette und der priesterlichen Seele, die Säule mit solcher Gewalt zu Boden warf, daß sie in zwei Stücke zerbrach.

Als indeß die feierliche Einweihung der Kapelle nach der Rückkehr des Kaisers durch den Bischof von Regensburg stattfand, legte dieser dem Pater Cyrillus für seine gottlose Vermessenheit, mit dem ewigen Feind der Christenheit sich in eine Wette einzulassen, die Buße auf, nach Rom zu wallfahrten und beim heiligen Vater selbst die Absolution von solcher schweren Sünde zu erflehen, der sie ihm denn auch in gerechter Berücksichtigung des guten Zwecks, den Pater Cyrillus im Auge hatte, ohne viel Bedenken gewährte, so daß der muthige fromme Mann im vollen Besitz seiner früheren heiteren Laune wieder zurückkehrte, und bis in sein hohes Alter sich der Gunst König Konrads und seines Nachfolgers Heinrich als Schloßpater zu Nürnberg erfreute.

Die Burggrafensöhne von Nürnberg.

Auf dem Burggrafenschlosse von Nürnberg, — das war aber nicht, wie noch Viele meinen, das alte Reichsschloß, das noch jetzt stolz vom Felsen auf die Stadt herabsieht, sondern die Zollernburg, die schon 1419 von Christoph von Leiningen zerstört wurde, und an deren Stelle jetzt die sogenannte „Kaiserstallung“ steht, — wohnte in den sechziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts Graf Friedrich von Hohenzollern mit seiner Gemahlin Elisabeth und sechs Kindern, worunter zwei junge Herrlein, die der Stolz und die Freude ihrer Eltern waren. Der 18jährige Hans und sein zwei Jahre jüngerer Bruder Sigmund, wohlerfahren schon im Waffenhandwerk, hatten ihren Muth und ihre Unerschrockenheit bereits in manchem Strauß mit dem Raubgesindel bewährt, das die Umgegend der damals schon aufblühenden Handelsstadt unsicher machte; auch waren sie überaus kühne Jäger, eine Eigenschaft, welche das edle Waidwerk in jener Zeit von seinen Jüngern noch um so mehr heischte, als Bären und Wölfe keine seltenen Gäste selbst in den Waldungen Mitteldeutschlands waren. So brachen im Oktober 1264 ganze Rudel von Wölfen in die Dörfer des Fichtelgebirges und drangen, von den Bewohnern

vertrieben, in die fränkischen Niederungen herab bis in den Reichswald, der noch heute Nürnberg ringsum wie ein Gürtel umgibt, in jener Zeit aber weit näher an die Thore der Stadt, nach ihrem damaligen Umfang sich heranzog.

In diesem Reichswald wohnten die „Zeidler" Bauern, welche Bienenzucht trieben und die ganze Gegend mit Honig versorgten, von dem sie eine Steuer in Natura abliefern mußten. Eines Tages nun trug ein solcher Zeidler die Honigsteuer mit seiner Frau zur Stadt und ließ indeß seine Hütte im Walde, wie wol schon öfter, unter der Obhut seines 10jährigen Knaben Konrad, mit der strengen Weisung, daß er und sein kleines Schwesterlein Agnes bis zur Heimkehr der Eltern die Hütte nicht verlassen sollten. — Aber der freundliche Herbstsonnenschein lockte das kleine Mädchen doch vor die Thüre, und als es Konrad gewahr wurde und sein Schwesterlein wieder hereinholen wollte, stürzten zwei heißhungrige Wölfe herbei, von denen, trotz Konrads muthiger Abwehr, der mit einer an die Hütte gelehnten Heugabel auf die Bestien losschlug, einer das kleine Mädchen im Nu zerfleischte, der andere ihn selbst bedrohte. Bald erlahmten die schwachen Kräfte des Knaben, und als am Ausgange des Waldes die aus der Stadt zurückkommenden Eltern sichtbar wurden, hauchte auch bereits Konrad sein Leben unter den Krallen der Wölfe aus. Sein letzter Weheruf war noch zu den Ohren der Unglücklichen gedrungen, die mit von Angst beflügelten Schritten herbeieilten, und unter herzzerreißen-

dem Jammergeschrei, vor dem die Wölfe die Flucht ergriffen, sich auf die blutigen Ueberreste ihrer Kinder stürzten.

Als am andern Tage auf dem Burggrafenschlosse im großen Remter Graf Friedrich, seine Gemahlin, die jungen Grafen, der Reichs-Schultheiß und Reichs-Vogt beisammen zu Tische saßen, und sich eben über eine große Jagd besprachen, die am andern Tage sollte abgehalten werden, da entstand auf einmal großer Lärm vor der Saalthüre, und die wachthabenden Söldner kreuzten ihre Spieße um die den Eintritt Verlangenden abzuwehren. Aber Burggraf Friedrich, ein wohlwollender Mann, befahl den Weg zu öffnen; da stürzte das Zeidlerpaar in den Saal und die unglückliche Mutter warf zum Entsetzen der ganzen Tischgesellschaft aus dem Korbe, den sie auf ihrem Rücken trug, die blutigen Gebeine ihrer Kinder auf den Boden des Saales. „Da, Herr Reichsvogt," schrie der verzweifelnde Vater, „nehmt auch meine Kinder als schuldigen Zins, die die Wölfe gestern zerrissen, während ich und mein Weib euch den Honigzehnten brachten!" —

Die ganze Tafelrunde war erstarrt vor jähem Schreck, die Burggräfin erhob sich und nahte der armen Mutter mit tröstenden Worten, vor allen aber waren es die beiden jungen Grafen, auf welche die Scene einen tief erschütternden Eindruck machte. Statt der verabredeten Jagd wurde nun beschlossen mit der nächsten Morgenfrühe nach der Gegend auszuziehen, wo die Wölfe so großes Unheil angerichtet hatten; eine Menge Ritter

und Herren der Stadt mit vielen Jägern und Reisigen wurde dazu aufgeboten und der Burggraf und seine Söhne gelobten nicht eher rasten zu wollen, bis das arme Landvolk und die Bewohner des Waldes von der furchtbaren Geißel dieser Wolfsungeheuer befreit sein würden.

Am frühesten Morgen schon riefen im Hofe der Zollernburg die Hörner zur Jagd. Die beiden jungen Burggrafen tummelten bereits ihre Rosse, die ganze Jagdgesellschaft war schon versammelt und die Knechte koppelten die Hunde, von denen eine große Anzahl den Jagdzug begleiten sollten. Da erschien die Burggräfin Elisabeth an der Seite ihres Gemahls mit bleichem Antlitz und rothgeweinten Augen. Ein qualvoller Traum, in welchem sie ihre beiden Söhne, als entstellte, blutige Leichen von der Jagd ins Schloß zurückbringen sah, hatte sie in der vergangenen Nacht geängstet, und sie beschwor ihre Söhne von dem gefährlichen Zuge zurückzubleiben.

Das aber hieß den jungen, thatenlustigen Prinzen, die sich so sehr auf die bevorstehende Jagd gefreut, zu viel zugemuthet. Trotz der kindlichen Liebe, die sie zu Frau Elisabeth hegten, machte keiner von ihnen Miene, den Bitten der Mutter zu willfahren. Das stampfende Roß zwischen den kräftigen Schenkeln, die Armbrust auf dem Rücken, den Jagdspeer in der Faust, und rings umgeben von einer Schaar muthiger, von Jagdlust glühender Gefährten, wie wäre es da möglich gewesen zurückzubleiben. — Und doch, wenn ein Wort des Vaters die

Bitte der Mutter unterstützt hätte, wäre der angewöhnte Gehorsam Sieger über die Lust des eignen Wollens geworden, aber Burggraf Friedrich sah in dem Traum seiner Gattin nichts als die Folge des Schrecks und der Aufregung durch die entsetzliche Scene, die das Erscheinen des Zeidlerpaares bei dem gestrigen Mittagsmahl herbeigeführt hatte.

„Ihr gebt euch unnützer Besorgniß hin, Elsbeth", tröstete er seine Gattin, „hilflosen schwachen Kindern mögen diese Wölfe gefährlich sein, wol auch dem unbewehrten, einsamen Wanderer, was aber vermögen sie gegen eine Schaar waidgeübter Männer, wie sie heute gegen diese Bestien auszieht." „Seid unbesorgt", setzte er noch leise hinzu und reichte ihr die Hand vom Gaul herunter, „ich werde Befehl geben, die beiden Knaben noch besonders in Obhut zu nehmen, falls ihr Jugendmuth sie weiter führen sollte, als es Klugheit und Vorsicht heischen." Und mit diesen Worten sprengte er an die Spitze des Zuges, der sich über den Panierberg, am Schottenkloster vorüber, längs der inneren Stadtmauer gegen den Pegnitzfluß hinabbewegte und in kurzer Zeit die Grenze des südlichen Waldes erreichte, in dem sich am vergangenen Tag das Unglück mit den Wölfen ereignet hatte.

Lange noch sah Frau Elsbeth vom Söller der Burg den Dahinziehenden nach, dann suchte sie Trost im Gebete für das Heil des Gatten und der Söhne vor dem Bilde der schmerzensreichen Mutter in der Burgkapelle.

Das Ergebniß der Jagd war ein über alle Er-

wartung günstiges. Noch stand die Sonne hoch am Himmel, als in dem großen Kreise, in dem mehr als hundert Knechte mit einer entsprechenden Anzahl Rüden, unter denen viele jener mächtigen Wolfshunde, die eigens zu der Jagd dieser Raubthiere gezogen wurden, das Wild aller Arten zusammengetrieben hatten, außer gewaltigen Hirschen und Ebern eine Menge Füchse und mehrere Wölfe den Jagdspießen und den Bolzen der Armbrüste erlegen waren. Die ganze Jagdgesellschaft versammelte sich nun auf der Höhe, unweit des Schlößchens Lichtenhof, wo eine große Waldblöße hinlänglich Raum zum fröhlichen Gelage bot; der Becher kreiste fleißig in der Runde der edlen Herren, und lustige Unterhaltung über manches Abenteuer der Jagd kürzte die Zeit. Der Burggraf aber sandte einen reisigen Knecht voran ins Zollernschloß zu der ängstlich harrenden Gattin mit der fröhlichen Kunde vom glücklichen Erfolg der Jagd und seiner baldigen Heimkehr mit den Söhnen. Eben war die Herbstsonne am westlichen Horizont hinabgesunken als der Zug sich wieder zum Aufbruch rüstete, und ehe man zur Stadt gelangte, lagerten sich die Herbstnebel bereits so tief auf Flur und Wald, daß der Schein der angezündeten Fackeln kaum durchzudringen vermochte.

Außerhalb des sogenannten „weißen Thurms“, der zu jener Zeit das südwestliche Stadtthor bildete, lag nahe an dem die Stadt umgebenden Graben ein Jagdschlößchen des Burggrafen, oder vielmehr eine Art Remise für Jagdgeräthschaften und Waidmanns-zubehör, in welchem zunächst die heute gemachte Jagd-

beute untergebracht werden sollte. Weiter hinaus gegen das jetzige Spittlerthor erstreckte sich die fast ausschließlich von Sensenschmieden bewohnte Vorstadt, in der es bei der Rückkehr des Jagdzugs noch besonders lebhaft war, denn Alt und Jung lockte der lustige Siegesklang der Jagdhörner aus den kleinen niedrigen Häusern, um die Heimkehrenden vorüberziehen zu sehen. Während Burggraf Friedrich an der Spitze des Zuges zur Burg ritt, wandten sich seine beiden Söhne dem Schlößchen zu, um daselbst die nöthigen Anordnungen zur Unterbringung des erlegten Wildes zu treffen und zu überwachen. Plötzlich erscholl aus der Gegend, wo die Sensenschmiede wohnten, ein gräßliches Geschrei und eine große Menschenmenge drängte sich auf der Straße hin und her; Jeder fragte was geschehen und Keiner vermochte sicheren Bescheid zu geben. Die beiden jungen Burggrafen brachen sich mit ihren Pferden Bahn durch die wogende Menge und sahen sich plötzlich umringt von einem Haufen rußiger Sensenschmiede, die mit Eisenstangen, Sensen, Beilen und allen Arten von Mordwerkzeugen bewaffnet, unter wüthendem Geschrei auf die Prinzen eindrangen, ehe diese nur noch zu ahnen vermochten, was sich hier begeben und welchen Grund die plötzliche Wuth des sie umgebenden Haufens habe. Da öffnete sich der Kreis und vor ihren Augen entwickelte sich ein herzzerreißendes Schauspiel. Auf einer Tragbahre brachten die Sensenschmiede den noch zuckenden, blutenden Körper eines vierjährigen Knaben und stellten die Bahre vor den jungen Burggrafen nieder.

Ueber den Leichnam des Kindes warf sich die vor Schmerz halb wahnsinnige Mutter, und Burckhard der Vater schwang in grimmiger Wuth ein gewichtiges Beil gegen die Prinzen, die sich vergebens bemühten, von der wüthenden Menge, die sie mit wildem Geschrei umtobte, Aufschluß über den entsetzlichen Vorfall zu erhalten. Die wenigen Knechte, die sich noch im Geleite der beiden Jünglinge befanden, wehrten den wüthenden Haufen ab, so lange sie es vermochten. Burckhardt von ihnen überwältigt, blutete bereits am Boden und mehrere der anstürmenden Sensenschmiede theilten sein Loos, aber ihrer waren zu viele gegen die Hand voll Reisige; trotz tapferster Gegenwehr wurde Sigmund vom Pferde gerissen und hauchte unter den mörderischen Hieben der rasenden Schmiede sein Leben aus, — Hans, der den Bruder so lange männlich vertheidigte, bis er selbst, aus mehrern Wunden blutend, kampfunfähig geworden war, suchte sich durch seines Rosses Schnelligkeit zu retten, aber unweit des Jagdschlößchens, wohin er sich zurückziehen wollte, gerieth sein Pferd an eine sumpfige Stelle, wo es bis in die Fesseln versank. Da sauste plötzlich ein Beil durch die Luft und traf ihn am Haupte, daß er bewußtlos vom Pferde sank und von der wüthenden Menge erschlagen wurde. Mit seinem Tode schien die Mordlust des wilden Haufens gestillt. Er zertheilte sich nach verschiedenen Seiten und es gelang den wenigen Knechten, die nicht schwerverwundet am Boden lagen, die Leichname ihrer jungen Herren, über ihre Spieße gelegt, von dem Mordplatze wegzubringen.

Die Kunde von der schrecklichen Unthat und ihrer Veranlassung war ihnen vorausgeeilt zur Zollernburg, deren Gemächer der herzzerreißende Jammer der Burggräfin Elsbeth erfüllte und erst jetzt klärte sich die Ursache des traurigen Ereignisses in seiner ganzen Schrecklichkeit auf.

Als die Troßknechte, welche den Schluß des Zuges bildeten und die von der Jagd erhitzten Hunde an der Leine führten, in das Quartier der Sensenschmiede gelangt waren, wollte es ein unglücklicher Zufall, daß der Knabe des Meisters Burckhardt von der sorglichen Mutter gegen die rauhe Luft des Abends in eine Wolfsschur gehüllt, vor der Thür der elterlichen Hütte saß. Kaum erblickten die Hunde das in Pelz gehüllte Kind, als sie sich von der Leine losrissen und wüthend auf den vermeintlichen Feind stürzten, den sie während des Tages so oft siegreich verfolgt hatten. Ehe sie von den bestürzten Knechten von ihrer Beute weggerissen werden konnten, war das Unglück geschehen und das Kind ein Opfer ihrer Wuth geworden.

Der Anblick der gemordeten Prinzen entzündete in den Herzen der Ritter und Herren, die noch im Burggrafenschlosse versammelt waren, die wildeste Rachelust.

„Siebenfach komme das Blut dieser Jünglinge über ihre Mörder!" erscholl ihr Schlachtruf, und nur der Besonnenheit des Burggrafen, die ihn auch unter den Qualen des Vaterschmerzes, die seine Seele folterten, nicht verließ, gelang es, die Ausführung des Racheplans, wenigstens für den Augenblick, zu verhindern. Doch traf er alle Anstalten, ein strenges Strafgericht über die

Mörder seiner Söhne zu verhängen, und auch der Rath der Stadt sagte ihm seine Hilfe zu.

Indeß warteten die Sensenschmiede die Folgen ihrer blutigen Thaten nicht ab, sondern verließen noch in der Nacht mit Weib und Kind die Stadt und zogen nach Donauwörth, wo sie sich vor der Rache des Burggrafen sicher wußten.

In der Folge legte der Burggraf mit Bewilligung des Rathes den Bewohnern jener Vorstadt ein jährliches Sühnegeld von 7 Hellern auf, das jedesmal um Michaeli zu bezahlen war und erst von Burggraf Friedrich V. 1386 wieder aufgehoben wurde.

Eine Nürnbergische Chronik aus dem 16. Jahrhundert enthält folgende Verse über diese Sage:

Und um diese Zeit hab ich gelesen,
Sey der Burggrafen Hof gewesen,
    Vom Spithal-Thor nit sehr weit.
    Einsmals habn zu Sommers-Zeit,
Zwey des Burgrafen Söhn wolln jagen,
Hannß und Sigmund thut man sagen,
    Da hattn zu Unglück die Knecht
    Die Jagd-Hund lassen laufen schlecht,
Die warn mit Freuden davongesprungen,
Ein klein Knaben oder Jungen
    Im dritten oder vierten Jahr
    Grimmig angeloffen mit Gefahr,
Denselben darnieder gerissen
Und die Gurgel ihm abgebissen:

Sein Vatter war ein Sensen-Schmied,
Der kunt mit allen Kräften nit
Dem Hund sein Kind abzwingen:
Und als die Hund weg thäten springen,
War das Kind verwund biß auf den Tod,
Das verging gleich in solcher Noth,
Seine Nachbarn thät er anrufen,
Welche ihm alle Hülfe luffen
Mit Spiessen und mit Hellparten,
Thäten auf die Burggrafen wartten,
Schlugen den einen von dem Roß:
Der zweyt in dem Lermen groß
Vermeint den Burgern zu entreiten,
Do schlugen sie zu beeden Seiten
Auf ihn biß er rab fiel vom Pferd,
Das er auch tod lag auf der Erd,
Die Thäter aber rüsteten sich
Und zogen alle sammtlich
Gen Donauwert und an den Riß,
Von dem heutigen Tag gewiß
Sein so viel Sichelschmid entstanden
In dem Riß und Schwaben-Landen.
Als aber der Burggraf innen wurd,
Seiner zwey Söhn Unglück erfuhr
Ließ er sie begraben mit Lob
In die Kirche zu St. Jakob.

Noch heutigen Tages wird das ehemalige Leykam'sche Bräuhaus am Jakobsplatz (L. Nr. 1277) „das Schlöß-

chen“ genannt und als jenes Jagdhaus der Burggrafen bezeichnet, von dem die Sage spricht. Im Hofe der früheren Wirthschaft zum Mondschein auf dem sogenannten Most (L. Nr. 1416) sind noch die Spuren eines Freskogemäldes in einer Mauernische zu sehen, welches die erzählte Begebenheit darstellt und von dem sich eine Copie in Wasserfarben auf der Nürnberger Stadtbibliothek befindet. Die Kostüme auf diesem Gemälde gehören dem 18. Jahrhundert an, und lassen somit auf die Zeit seiner Entstehung schließen. Der Nürnberger Rathsschreiber Müllner gedenkt in seinen „Annalen“, wo er die Geschichte von der Ermordung der jungen Burggrafen erwähnt und als unbegründet bezeichnet, des Gemäldes gar nicht, was wol dafür sprechen dürfte, daß es zu seiner Zeit noch nicht bestanden hat. Der ältere Chronist Sigmund Meisterlein weiß von der ganzen Begebenheit nichts, und ebenso wenig findet man in den Geschichtswerken über das Burggrafenthum Nürnberg und in der Genealogie der Burggrafen eine Spur davon. Die Sage scheint demnach erst in den letzten zwei Jahrhunderten entstanden zu sein, hat sich aber so im Volksglauben eingenistet, daß sie in einer Sammlung der Nürnberger Volkssagen wol nicht fehlen darf.

Kaiser Rudolph I. in Nürnberg.

Der Reichstag, der im Jahre 1274 in Nürnberg stattfand und die Anwesenheit Kaiser Rudolfs, welcher während der Dauer des Reichstages daselbst Hof hielt, hatte nicht nur eine große Anzahl Fürsten und Herren des Reichs in der Stadt versammelt, sondern es strömte auch eine Menge Volks aus allen Landen herbei, besonders viele Kaufleute, die von der glänzenden Versammlung großen Absatz ihrer Waaren und reichen Gewinn hofften.

Einer dieser Kaufleute hatte seinem Wirthe einen Sack mit 200 Mark Silbers zur Aufbewahrung übergeben und als er sie zurückforderte, hatte der Wirth die Frechheit den Empfang des Geldes geradezu abzuleugnen. Der Kaufmann hatte weder Schein noch Zeugen, da er der Ehrlichkeit des Wirths unbedingt vertraut hatte, und wurde mit seiner Klage vom Richter abgewiesen. Da rieth man ihm sich an den Kaiser selbst zu wenden, dessen Gerechtigkeitsliebe allgemein gerühmt wurde. Der Kaufmann folgte dem Rathe und wurde vom Kaiser sehr huldvoll aufgenommen, der ihm versprach, seine Sache streng untersuchen zu wollen. Er gab auch sogleich Befehl, daß der Wirth vor ihm er-

scheinen solle. Zugleich ließ er sich aber auch, um bei dem Wirth keinen Verdacht zu erwecken und ihn recht sicher zu machen, mehrere andere Bürger vorstellen, die alle, über diese Ehre hoch erfreut, in ihren besten Gewändern vor ihm erschienen. Besonders hatte sich der Wirth sehr herausgeputzt und drehte, verlegen vor dem Kaiser stehend, eine mit feinem Pelzwerk besetzte Mütze in seinen Händen. Die kostbare Kopfbedeckung schien die Aufmerksamkeit Kaiser Rudolfs auf sich zu ziehen. Er äußerte scherzhaft, eine so schöne Mütze wäre selbst für einen Kaiser nicht zu schlecht und müsse ihm gut stehen. Hierauf nahm er sie dem, von so großer Huld und Leutseligkeit ganz entzückten Wirth aus der Hand, setzte sie auf, unterhielt sich inzwischen mit den anderen Bürgern und ging, als ob er der Mütze gar nicht mehr gedächte, in ein Nebenzimmer. Hier gab er Befehl ein wachsames Auge auf den Wirth zu haben, schickte einen vertrauten Diener mit der Mütze in die Behausung des Wirths und ließ der Frau desselben in ihres Mannes Namen sagen, sie solle dem Ueberbringer den bewußten Geldsack geben, da der Wirth dessen dringend bedürfe. Die Frau, durch die Mütze überzeugt, daß der Bote wirklich von ihrem Manne käme und überdies von den Farben des kaiserlichen Hauses, welche der Diener trug in Respekt gesetzt, übergab demselben den verlangten Geldsack. Inzwischen hatte sich der Kaiser ganz arglos mit dem Wirthe unterhalten, dessen Gesicht vor Freude über so viele Beweise der kaiserlichen Huld strahlte. Als aber der Kaiser plötzlich auf den Handel mit dem

Kaufmann zu sprechen kam, seine Augen forschend auf den Wirth richtete und ihn mit richterlicher Strenge fragte, ob ihm denn gar nichts von dem Geldsack bekannt sei, den ihm der Kaufmann zur Verwahrung gegeben habe, überzog die Macht des Gewissens das Antlitz des sich schuldig Fühlenden mit der Blässe der Angst. Zwar versuchte er noch mit zitternder Stimme zu leugnen, bis ihm der Kaiser den Geldsack vor die Augen halten ließ, und zugleich auf seinen Wink der Kaufmann aus dem Nebenzimmer herbeigeholt wurde, der den Geldsack als sein Eigenthum erkannte. Vernichtet von dem Bewußtsein seiner Schuld und der Furcht vor der seiner harrenden Strafe, fiel der Wirth dem Kaiser zu Füßen und bat um Gnade, die ihm dieser in so weit gewährte, als er ihn nicht an Leib und Leben strafte, wol aber zu einer harten, dem Habsüchtigen sehr empfindlichen Geldbuße zu Gunsten des Kaufmanns verurtheilte, der durch den Vorbehalt seines Geldes großen Schaden in seinen Geschäften erlitten hatte. —

Während desselben Reichstages befand sich ein schweizerischer Edelmann Heinrich Schorlin an des Kaisers Hof. Es war ein schmucker junger Gesell, der sich durch seine feine Gestalt und anmuthige Manieren bei Jedermann beliebt machte und auch viel bei dem Kaiser selbst galt. So war es denn auch nicht zu verwundern, daß der junge Ritter das Herz einer Bürgerstochter gewann, die er bei seinen Streifzügen durch die Stadt kennen gelernt hatte. Die Liebenden schwuren sich ewige Treue und Heinrich Schorlin gelobte, in kurzem

die schöne Elsbeth als sein eheliches Gemahl auf seine Burg im Schweizerlande heimzuführen.

Mit seinen äußeren Vorzügen verband aber der Jüngling nicht die innern des Herzens, die Treue und Beständigkeit. Bald fühlte er sich von anderen Banden gefesselt. Die Reize eines Hoffräuleins ließen ihn das einfache Bürgermädchen vergessen. Die heimlichen Zusammenkünfte, welche er mit Elsbeth hatte, wurden immer seltener. Während er sonst allen Hindernissen trotzte, um diese herbeizuführen, suchte er sich jetzt ihnen unter allerlei Vorwänden zu entziehen und Elsbeth mußte endlich die Ueberzeugung gewinnen, daß sie von ihrem Heinrich verrathen und verlassen sei. Endlich vermochte sie das Geheimniß ihres Herzens, der Liebe Schuld und bitteres Leid den Eltern nicht mehr zu verbergen. Der Vater, ein Plattner oder Harnischmacher, dessen Gewerb ihn oft an des Kaisers Hof führte, und der Rudolphs edlen Sinn und Gerechtigkeitsliebe kannte, besann sich nicht lange und bat um Gehör, das ihm gerne bewilligt wurde. Mit schlichten Worten trug er dem Kaiser sein Anliegen vor und bat ihn, den Ritter zur Erfüllung seines Versprechens zu veranlassen. Rudolph von Habsburg, dessen Herzen jede Treulosigkeit ein Gräuel war, versprach dem in seines Hauses Ehre schwer Gekränkten die vollste Genugthuung zu verschaffen und befahl den Schuldigen unverweilt vor sein Angesicht zu bringen. Das ganze Hofgesinde fürchtete das Aergste für Schorlin, denn so mild der Kaiser auch sonst verfahren mochte, Treubruch und Verbrechen gegen arglose Unschuld sühnte

er schwer. Der Ritter, der seine Untreue nicht zu leugnen vermochte, wurde auf Befehl Rudolphs in den Kerker geworfen und sah dem strengsten Richterspruch entgegen. Die Kunde von dem Vorfall hatte sich bereits in der ganzen Stadt verbreitet, und so sehr auch die Bürger über den Schimpf erbittert waren, der einem unter ihnen durch den Junker zugefügt worden war, so schlug doch auch manches Herz voll Mitleid mit dem jungen Blut, dessen Leben man sogar bei diesem Handel bedroht glaubte. Am meisten war Elsbeth, in deren Herzen der Verrath, den Schorlin an ihr begangen, die Liebe nicht zu tödten vermochte, um dessen Schicksal besorgt. Sie faßte den kühnen Entschluß den Kaiser selbst um Gnade für den Treulosen anzuflehen und es gelang ihren Bitten den von solcher Macht der Liebe ergriffenen Rudolph zu mildem Urtheilsspruch zu bewegen. Schorlin wurde begnadigt, mußte sich aber zur Stelle in der Schloßkapelle mit Elsbeth trauen lassen und ihren Eltern ein Sühngeld von 200 Mark Silber zahlen.

Die Gründung des Spitals zum heiligen Geist.

Das Geschlecht der Heinzen war schon im vierzehnten Jahrhundert eines der angesehensten in Nürnberg. Konrad Heinz wurde wegen seines großen Reichthums „der Groß" genannt, welchen Namen das Geschlecht später als Familiennamen annahm. Das Volk bezeichnete ihn aber noch mit einem andern Namen, der ihm wol weniger angenehm sein mochte, es hieß ihn nämlich den „grindigen Heinz", deshalb, weil er von Kindheit auf mit einem Aussatz behaftet war, den er, trotz aller ärztlichen Hilfe, nicht los werden konnte.

In der Geschichte der Stadt Nürnberg nimmt dieser Konrad Heinz, der Groß, einen ehrenvollen Platz ein, denn er ist der Stifter des noch bestehenden Spitals zum heiligen Geist, das indeß seine frühere Bestimmung als Krankenhaus verlor und jetzt ausschließlich ein Pfründnerhaus ist.

An diese Stiftung nun knüpft sich eine Sage, die noch heute im Munde des Volkes lebt, dessen Phantasie den Ursprung großen Reichthums häufig lieber in wunderbaren und außergewöhnlichen Ereignissen, als in natürlichen Ursachen erblickt.

Konrad Heinz besaß einen großen Garten vor der

Stadt, in dem er einst an einem heißen Sommertag unter dem Schatten einer Linde der Ruhe pflegte. Bald in tiefen Schlaf versunken, träumte ihm, daß eine Stelle seines Gartens von einem zauberhaften Lichte bestrahlt war, und als er sich dem Platze näherte, war ihm als sehe er eine reiche Saat von Perlen und Edelgestein, von Gold und Silber schimmern. Obgleich der unermeßliche Schatz vor dem Auge des Träumenden lag, konnte er ihn doch nicht erfassen, denn er schwand vor seinen Blicken, sobald er die Hand nach den Herrlichkeiten ausstreckte, deren Glanz seine Augen blendete. Da glaubte er, in dieser wunderbaren Erscheinung eine Mahnung zu erkennen an dieser Stelle nachzugraben, um den Schatz zu heben, der hier verborgen liegen mußte, aber vergebens spähte er in der Nähe nach einem Werkzeug umher, damit die Arbeit zu beginnen. Um die Stelle wiederzufinden, nahm er eine Hand voll Lindenblätter und streute sie über den Platz aus, dann ging er um Werkzeuge aus dem Gartenhause zu holen. Darüber aber erwachte er, fand sich unter dem Lindenbaum, der seine schattenden Aeste über ihm ausstreckte, und erinnerte sich der lieblichen Bilder, die ihm der Traum vorgeführt, und die so lebendig vor seine Seele traten, daß er schier nicht wußte, ob er das alles nur geträumt und nicht wirklich erlebt hätte. Er legte in seinem Herzen das stille Gelöbniß ab, wenn dieser Traum zur Wahrheit würde, den Schatz zur Ausführung eines gottgefälligen Werkes zu benützen, zu welchem er den Plan längst in seiner Seele trug.

Während er sinnend im Garten umherging, fand er zu seinem freudigen Erstaunen ein Häuflein Lindenblätter, dicht an der Mauer beisammen liegen und damit schwand ihm jeder Zweifel, ob dieser Traum ein leeres Phantasiegebild, oder nicht vielmehr eine Eingebung Gottes gewesen sei, um ihm die Ausführung seines frommen Vorsatzes möglich zu machen. Ohne Säumen machte er sich an die Arbeit und warf mit dem Spaten an der von den Lindenblättern bezeichneten Stätte die Erde aus. Der Schweiß rann ihm bereits in Strömen über das Antlitz, als er noch kaum einen Fuß tief gegraben hatte, denn die Nachmittagssonne warf ihre glühenden Strahlen gerade auf diese völlig schattenlose Stelle des Gartens. Aber Heinz wollte keinen der Diener herbeirufen und doch auch nicht einen Augenblick säumen, das Werk zu vollbringen, zu dem er sich von Gott berufen glaubte, sonst hätte er, wie andere Schatzgräber, den Schatten und die Stille der Nacht dazu benützen können. — Nach mehrstündigen Mühen, die seine Kräfte fast erlahmen ließen, sah er endlich sein Vertrauen belohnt und sich im Besitz eines überaus reichen Schatzes an Kleinodien und Gold- und Silbermünzen, wie er ihn im Traume gesehen.

Die Sage, die sich nicht mit solchen prosaischen Dingen abgibt, weiß uns nichts davon zu erzählen, ob Herr Konrad Heinz Kenntniß davon erhalten hätte, woher sein reicher Fund stamme, oder ob er auch einem hohen Rathe der Stadt Nürnberg Anzeige davon gemacht um Nachforschungen darüber anzustellen;

wir nehmen also an, es werde sich wol auch ein altes Pergament bei den Kostbarkeiten vorgefunden haben, in welchem etwa ein Ahnherr der Heinzen dem glücklichen Finder die Mittheilung machte, daß er den Schatz zur Zeit schwerer Kriegsnoth vor der Raubgier der Feinde hier verborgen habe.

Wie nun Herr Konrad Heinz nicht gesäumt hatte den Schatz zu heben, so hatte er auch nicht Ruhe noch Rast bis er zur Erfüllung seines Gelöbnisses gelangte.

Die Stadt Nürnberg hatte zu jener Zeit nur das St. Elisabethenspital im deutschen Hause, das schon 1290 gestiftet worden war, aber bald dem gesteigerten Bedürfniß, bresthafte arme Leute in geeignete Pflege zu bringen, nicht mehr genügen konnte.

Das beschwerliche Uebel, an dem der „grindige Heinz" litt, und das ihn, trotz seines Reichthums des Lebens nicht froh werden ließ, mochte ihm die Betrachtung aufgedrängt haben, wie unendlich mehr wol jene Leute zu erdulden hätten, welche zu den Qualen und Beschwerden eines Siechthums auch noch die Bedrängnisse der Armuth zu tragen haben. Daran reihte sich der Gedanke, ein Spital für arme Leute zu gründen. Die Auffindung des Schatzes rief denselben ins Leben und im Jahre 1331 fertigte Konrad Heinz die Stiftungsurkunde über das „neue Spital", zum Unterschied von dem älteren Elisabethenspital so genannt, aus, und übergab sie dem Rathe der Stadt. Er weihte das Spital und die damit verbundene Kirche dem heiligen Geist, denn nur von ihm konnte der überirdische Glanz aus-

gehen, der ihm im Traume die Stelle bezeichnete, wo der Schatz verborgen lag, — nur vom heiligen Geist konnte der Gedanke kommen, diese irdischen Güter zu einem Asyl für Kranke und Arme zu verwenden, um damit himmlische Schätze zu gewinnen.

Aber auch schon auf Erden sollte dem „grindigen Heinz“ der Lohn für seine menschenfreundliche Gesinnung werden. Bisher hatte der bösartige Hautausschlag, an dem er litt, allen Bemühungen der damaligen Heilkunde gespottet, da traf es sich, daß die erste Pfründnerin, welche in das neue Spital aufgenommen wurde, eine jener „weisen Frauen“ war, die noch heutigen Tages, trotz allen Fortschritten der Wissenschaft, ihr gläubiges und vertrauendes Publikum finden. Von ihr erhielt der gute Heinz eine Salbe, die ihn in wenigen Monaten von einem Uebel befreite, von dem er Zeit seines Lebens nicht mehr los zu kommen gedachte. Ein neues Leben blühte ihm auf; er suchte die Gesellschaft der Menschen wieder, die er so lange gemieden und nahm auch bald am Regimente der Stadt Theil. Kaiser Ludwig der Bayer, der Nürnberg vor allen Reichsstädten am meisten liebte, und oft seinen Hofstaat daselbst hielt, schenkte Heinz „dem Grossen“ seine besondere Gunst und soll selbst sein Absteigequartier bei ihm im „Plobenhof“, dem Hause des Geschlechts der Groß, genommen haben.

Das Wappen, welches der Kaiser dem Konrad Groß verlieh, zeigt zum Gedächtniß des wunderbaren Traumes einen grünen Lindenzweig in silbernem Felde, aus grü-

nem Dreiberg wachsend, und trägt als Kleinod zwei silberne Büffelhörner mit Lindenblättern besteckt.

Das Spital selbst war anfänglich nur ein „Siechkobel“ für Arme und Kranke, wurde aber 1527 zu seinen späteren Umfang vergrößert.

Zu der Kirche zum heiligen Geist wurde 1333 der Grundstein gelegt und 1341 wurde sie vollendet. Konrad Groß, der 1356 in Ehren und Würden als kaiserlicher Reichsschultheiß starb, liegt in der Kirche begraben. Sein Monument befindet sich vor dem Altar und besteht aus einer von kleinen Figuren getragenen Marmortafel, unter welcher das in Stein gehauene Bild des Stifters liegt.

Im Jahre 1633 wurde die Kirche durch den italienischen Baumeister und Bildhauer Carlo Brentano im Innern in dem damals herrschendeu Zopfstyl renovirt, zu welcher Zeit ein berühmter Nürnberger Maler, Daniel Preißler, der Intention des Stifters entsprechend, ein Altarblatt, die Ausgießung des heiligen Geistes darstellend, für die Kirche malte. Bis zum Jahre 1806 war die Kirche zum heiligen Geist der Aufbewahrungsort der Reichskleinodien, die in einem großen, silberverzierten Kasten, nebst den heiligen Reliquien verschlossen waren, der von der Decke herabhing. Im Jahre 1825 wurde die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt hergestellt.

Der Aufruhr in Nürnberg.

Das Jahr 1848 kann für Nürnberg und manche andere deutsche Reichsstädte gewissermaßen als das fünfhundertste Gedächtnißjahr einer Volksbewegung gelten, welche die Erstrebung der Theilnahme der Bürgerschaft an dem städtischen Regiment, die ihr gänzlich entzogen war, zum Ziele hatte. Auch die Befreiung des jüdischen Volkes in Deutschland von dem Joche, unter dem es seit Jahrhunderten schmachtete, erfolgte genau 500 Jahre nach der Zeitepoche in der es den härtesten Verfolgungen durch Feuer und Schwert ausgesetzt war.

Die alte Reichsstadt Nürnberg war schon zur Zeit Kaiser Ludwigs des Bayern, der von 1314 bis 1347 das deutsche Reich beherrschte, eine sehr ansehnliche und durch ihren Handel und den Gewerbsfleiß ihrer Bürger hochberühmte Stadt. Kaiser Ludwig, der ein großer Freund des Volkes war, und dessen Rechte gegenüber dem Adel, besonders der kleineren Ritterschaft, die mit den Städten fast immerwährend in Fehde lag, nach Kräften schützte, besuchte mehreremale während seiner Regierungszeit die Stadt nnd verlieh ihren Bürgern, die treulich zu ihm und seinem Hause hielten, viele Ge-

rechtsame und Privilegien. Es war daher natürlich, daß die Bürgerschaft Nürnbergs nur um so treuer an ihm hing, und daß große Trauer in der Stadt herrschte, als die Nachricht eintraf, der Kaiser sei am 11. Oktober 1347 auf einer Jagd, die er in der Nähe des Klosters Fürstenfeldbruck bei München abhielt, plötzlich einem Schlaganfall erlegen.

Schon zu des Kaisers Lebzeiten hatten seine zahlreichen Feinde, an deren Spitze der Papst Clemens VI. stand, der den Bannfluch gegen Ludwig schleuderte und bei den Ständen des Reichs seine Absetzung betrieb, in dem Markgrafen von Mähren und nachmaligen König von Böhmen, Karl, einen Gegenkönig aufgestellt, der zwar so lange Ludwig lebte, zu keinem Ansehen kommen konnte, nach dessen Tode aber von der Mehrheit der deutschen Fürsten zum Kaiser gewählt wurde, als welcher er den Namen Karl IV. führte.

Es stand zu dieser Zeit schlecht um die inneren und äußeren Verhältnisse Deutschlands. Besonders war die Zwietracht im Innern die Hauptwurzel des Uebels, an dem das in so viele kleine Theile zerrissene große Reich siechte.

Wie fast in allen Städten so stand auch in Nürnberg die Bürgerschaft dem Rathe feindlich gegenüber. Die Regierung der Stadt war nämlich ganz in den Händen der vornehmen Geschlechter oder Patrizier (das heißt des Stadtadels), und die Bürger hatten gar keinen Theil daran. Das gefiel aber den Bürgern nicht, die der Meinung waren, daß sie auch ein Recht hätten,

bei der Berathung der Stadtangelegenheiten ein Wort mitzureden. Der verstorbene Kaiser hatte ihnen unter anderem auch das Recht ertheilt, eigene Zech- oder Trinkstuben zu halten, und in diesem saßen sie viel zusammen und unterhielten sich über die Zeitläufte, besonders aber über die Verhältnisse ihrer eigenen Stadt und die Anordnungen und Befehle, welche vom Rathe ausgingen. Das war nun wieder den gestrengen Herren des Raths nichts weniger als angenehm; sie gestanden den Bürgern das Recht nicht zu, sich in Angelegenheiten zu mischen, die sie, nach der Meinung des Rathes, nicht verstanden.

Die Patrizier waren zum größten Theil dem Böhmenkönig zugethan, während die Mehrzahl der Bürger zu dem Sohne des vielgeliebten Kaisers Ludwig, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg hielt. In den Trinkstuben ging es daher sehr stürmisch zu, sie waren den ganzen Tag voll, während die Werkstätten meistens leer standen. Die Gemüther erhitzten sich immer mehr, den Mitgliedern des Rathes wurden alle möglichen Ungerechtigkeiten und bürgerfeindliche Handlungen zur Last gelegt und die ärgsten Beschuldigungen gegen sie erhoben. Viele davon waren unbegründet, wenigstens übertrieben; besonders zeigte es sich später als unwahr, daß das Vermögen der Stadt von den Geschlechtern derselben schlecht verwaltet und nur zu ihrem Nutzen verwendet wurde.

Die Zwietracht, das Mißtrauen, der Haß waren aber einmal geweckt und die Wahl des Böhmenkönigs fachte den glimmenden Funken zur verheerenden Flamme

an, so viel Mühe sich der Rath auch gab, die Unzufriedenen zu beschwichtigen, die Beschuldigungen zu widerlegen und dem Ausbruch einer Empörung entgegenzuarbeiten.

Wo immer sich ein Haufe Unzufriedener zusammenfindet, da fehlt es auch nicht an solchen, die sich an ihre Spitze stellen. Die Nürnberger hatten deren zwei, von denen jeder das Haupt einer eigenen Verbindung war. Der eine hieß Rudel Geisbart und war ein Plattner (oder Harnischmacher; im Volksmund auch Haubenschmied geheißen); seine Anhänger nannten sich nach ihm, „die Geisbärte“; der andere, Hermann Scharf, war ein reicher Mann, der wegen seines stolzen, hoffärtigen Ganges, den Beinamen „der Pfauentritt“ erhielt. Beide Parteien hatten besondere Erkennungszeichen, die sie nach den Namen und Eigenthümlichkeiten ihrer Anführer gewählt hatten. Von den Anhängern des Geisbarts trug jeder einen spitzigen Bart wie dieser, während die Genossen des Pfauentritt mit stolzen Geberden einherschritten, wie ihr Herr und Meister.

In den Kreuzgängen des Dominikanerklosters versammelten sich die Verschworenen und beriethen, wie und wann sie gegen den Rath feindlich auftreten sollten. Dieser aber war durch Verräther aus der Mitte der Aufwiegler, deren es, wie zu allen Zeiten, auch damals gab, und unter denen sich ein Mann, den man den Ofenwisch nannte, dem Rathe besonders nützlich machte, von allem was vorging unterrichtet. Letzterer suchte den Ausbruch der drohenden Empörung durch alle Mittel

zu verhindern; der Kaiser Karl, an den er sich wandte, konnte nichts thun, denn ihm waren die Hände selbst gebunden, da fast in allen Theilen des Reiches gleich mißliche Verhältnisse zwischen Obrigkeit und Bürgerschaft herrschten. Auch der Ritter Konrad von Heideck, den der Kaiser an seiner Statt als Vermittler zwischen dem Rath und der Bürgerschaft nach Nürnberg sandte, vermochte es nicht, die gährenden Gemüther zu beschwichtigen. Die Kluft war schon zu groß, um durch friedliche Verhandlungen ausgefüllt werden zu können und der Ritter von Heideck rieth den Herren des Rathes, mit ihm die Stadt zu verlassen, und bot ihnen Zuflucht und Schutz auf seinen Gütern an. Es folgten ihm aber nur wenige, die meisten zogen es vor in der Stadt zu bleiben, da sie die Dinge für nicht so gefährlich ansahen, als sie in der That waren.

Inzwischen aber waren die Aufrührer bereits über den Tag des Ausbruchs der Empörung übereingekommen und hatten dazu den Mittwoch nach Pfingsten (11. Juni 1348) gewählt. Die Glocke des Rathhauses, welche das Zeichen zur Versammlung des Rathes war, sollte zugleich das zum Sturm auf das Rathhaus geben. Aber vergeblich warteten die Empörer auf das Läuten der Rathsglocke, ein Dominikanermönch, der, in einer Trinkstube hinter dem Ofen gekauert, die Gespräche der Verschworenen belauscht hatte, gab dem Rath davon Kunde, die Sitzung fand nicht statt und die Glocke schwieg. Doch die bereits in wilden Haufen durch die Straßen tobenden Volksmassen waren nicht mehr zurückzuhalten, sie

stürmten gegen das Rathhaus an, überwältigten die wenigen Soldknechte, die es besetzt hielten und zerstörten das ganze Innere desselben. Sämmtliche Schriftstücke wurden auf die Straße geworfen, dort zu einem Haufen zusammengekehrt und verbrannt. Es war dabei hauptsächlich auf die Schuldbriefe der Bürgerschaft abgesehen, die, sammt vielen anderen Urkunden vernichtet worden sein sollen. Eine der Vernichtung entgangene ist der Freiheitsbrief Friedrichs II. vom Jahr 1219, in welchem er der Stadt viele Freiheiten und Rechte verlieh. Die Flecken und Löcher dieser Urkunde rühren aber wol mehr von Fäulniß als von Fußtritten her.

Die zurückgebliebenen Rathsherren hielten sich nun natürlicherweise nicht mehr sicher in der ganz in die Hände der Empörer gefallenen Stadt. Sie entflohen in allerlei Verkleidungen und auf verschiedene listige Art aus der Stadt. Einige wurden von treuen Dienern in Särgen als Todte aus der Stadt geschafft, andere vergruben sich in Heu- und Düngerwägen und gelangten so aus den Thoren. Ein Herr des Raths entkam in Frauenkleidern, ein anderer flüchtete sich in das Fleischhaus und wurde von den Metzgern auf das Kräftigste in Schutz genommen, die, wie auch die Messerschmiede, sich den empörten Zünften nicht angeschlossen hatten und treu zum Rathe hielten. Die Metzger vertheidigten das Fleischhaus mit bewaffneter Hand gegen die Aufrührer, geleiteten im Verein mit den Messerschmieden die verfolgten Rathsherren zum Thore hinaus und setzten sich dann

auf dem sogenannten Köpfleinsberg fest, den sie während der ganzen Zeit des Aufruhrs besetzt hielten.

Die Aufrührer hatten ihren Zweck erreicht, der gesammte Rath war vertrieben und nun ging man daran einen neuen aus der Bürgerschaft zu wählen. Darunter waren Hermann Aichaer als Bürgermeister, Konrad Kißling, Heinrich Ackermann, Kraft Kestel, Kaufleute; Schlauerspach, ein Lederer, Koberger, ein Bäcker, u. a. Aber auch einige aus den Geschlechterfamilien der Stadt, wie Hans Ortlieb, Ulrich Stromer, Albrecht Ebner, Hermann Maurer wurden in den neuen Rath gewählt; sie hatten sich theils der Bewegung angeschlossen, theils traten sie in der Absicht in den Rath, dem tollen Treiben Einzelner zum Besten des Ganzen möglichst Abbruch zu thun.

Es war natürlich, daß, wie bei jedem Umsturz lang bestehender Verhältnisse, nicht nur große Unordnungen, sondern auch gewaltsame Eingriffe in die Rechte Einzelner und die gröbsten Verletzungen der Gesetze, selbst Grausamkeiten und Gewaltthaten aller Art, vorkommen mußten. Die große Menge rohen Gesindels, das aus Lust am Unfug und in der Hoffnung auf reiche Beute aus dem Vermögen der vertriebenen Rathsfamilien, sich dem Aufstande angeschlossen hatte, war schwer in Schranken zu halten, und obgleich der neue Rath mit großer Strenge gegen das Gesindel verfuhr und harte Strafen über jeden Verbrecher und Störer der Ordnung verhängte, so war doch die öffentliche Sicherheit der Stadt sehr gefährdet, und überhaupt stand es schlimm um ihre

Verwaltung und ihre Verhältnisse nach Außen. Des Geldes, soviel man auch in den öffentlichen Kassen gefunden hatte, wurde immer weniger, und da der größte Theil der Aufständischen es als einen Hauptvortheil der neuerrungenen Freiheit betrachtete, nichts, oder wenigstens blutwenig in den Säckel der Stadt zahlen zu dürfen, so versiegte die Quelle, aus der die öffentlichen Ausgaben bestritten werden mußten, immer mehr, und der neue Rath gerieth bald in die peinlichsten Verlegenheiten. Dazu kam, daß die Stadt keinen Tag sicher war, nicht von äußeren Feinden befehdet und überfallen zu werden. Der Ritter von Heideck hatte ihr den Krieg, oder, wie es damals hieß, die Fehde, angekündigt, und mehrere Ritter der Umgegend benützten die Wirrnisse der Stadt und brandschatzten deren Angehörige, besonders die auf die Messe ziehenden Kaufleute nach Herzenslust.

Die auf dem Schlosse des Konrad von Heideck sitzenden, verjagten Rathsherren wußten ganz gut, wie es in der Stadt aussah, denn sie standen in fortwährender Verbindung mit ihren Freunden in derselben. Ein Knecht des Ritters von Heideck, Namens Heinicke, der die Botschaften zwischen Heideck und Nürnberg hin und her trug, gerieth in die Hände der Aufständischen und verrieth aus Furcht vor den Qualen der Folter, die ihm angedroht wurde, dem Geisbart alles. Auf den Rath einiger der neuen Väter der Stadt, die in dem Knecht ein Mittel zu finden glaubten, um dem Heidecker zu Leibe zu gehen, wurde der Knecht in Freiheit gesetzt, mußte aber zuvor einen fürchterlichen Eid

schwören, daß er seinem Herrn nichts von den Plänen der Nürnberger verrathen wolle. Diese gingen aber darauf hinaus, den Ritter von Heideck auf einem Ritt, den er nach Roßstall unternehmen wollte, wie ihnen von Heinicke angezeigt worden war, zu überfallen und gefangen in die Stadt zu führen. Der Ritter rüstete sich zu dem Auszug und brachte seinem Knechte den Scheidetrunk oder „Johannissegen“, wie man es nannte, zu, mit den, absichtslos, im Scherze gesprochenen Worten: „Was meinst Du, daß wir anfangen, so die Schälke von Nürnberg über uns kämen?“ Wer aber ein böses Gewissen hat, der ist mißtrauisch und legt selbst dem harmlosesten Worte eine andere Bedeutung unter. So glaubte auch Heinicke, sein Herr habe Kunde von dem Anschlag der Nürnberger erhalten, er fing an zu zittern, daß er den Wein aus dem Becher verschüttete. Das fiel dem Ritter natürlich auf und er drang mit scharfen Worten in den Knecht, der ihm bald zu Füßen fiel und alles bekannte.

Hierauf legte der Ritter eine Schaar seiner Knechte zwischen Roßstall und Nürnberg in den Hinterhalt. Die Nürnberger zogen siegesgewiß die Straße einher, denn Heinicke hatte ihnen auf Befehl seines Herrn das verabredete Zeichen gegeben. Plötzlich aber fielen die Reisigen des Ritters über sie her und nahmen, trotz muthiger Gegenwehr, den größten Theil derselben gefangen. Der rohe Kriegsgebrauch jener Zeit ließ in der Regel wenig Umstände mit den Gefangenen machen, hier kam aber noch das besondere Verhältniß des beabsichtigten

Ueberfalls von Seite der Nürnberger hinzu und Konrad von Heideck ließ sämmtliche Gefangene auf einer Anhöhe bei Roßstall an Bäumen aufknüpfen, und selbst einige Neugierige mußten diesen schmachvollen Tod erleiden, die unbewaffnet mitgezogen waren, um die Gefangennehmung des verhaßten Ritters gemüthlich mit anzusehen, welche Jedermann in Nürnberg für ganz unzweifelhaft hielt. Unter diesen war auch der Sohn eines Nürnberger Gastwirths, bei dem der Ritter von Heideck öfters Herberge genommen hatte. Der junge Mensch berief sich in seiner Angst hierauf und stellte sich dem Ritter als einen alten Bekannten vor. Das bekam ihm aber schlecht.

„Gerade deshalb", herrschte ihn der Heidecker an, „weil du, bei dem ich sonst sorglos geherbergt, mit denen ausgezogen bist, die mir nach dem Leben trachteten, so will ich mich versichern vor dir und du sollst am Höchsten hängen!" Und so geschah es. —

In der Stadt brachte die Nachricht von diesem schrecklichen Ereigniß die größte Bestürzung hervor. Zu der Angst vor den äußeren Feinden gesellte sich die immer mehr steigende Geldnoth und die beiden Volksaufwiegler Geisbart und Pfauentritt reizten endlich die zügellosen Massen dazu, daß sie über die damals zahlreich in Nürnberg ansässigen Juden herfielen, ihre Häuser plünderten und, der Sage nach, auch manche der Besitzer ermordeten.

Nicht viel besser erging es den Häusern und Familien der entflohenen Rathsherren, doch gab sich auch mitten unter diesen Schrecknissen in einzelnen Zügen der

gute Sinn zu erkennen, welcher sich bei der Nürnberger Bevölkerung selbst in den untersten Schichten und in den verzweifeltsten Lagen stets gezeigt hat. So wurde z. B. das Haus des ebenfalls entflohenen Rathsherrn Berthold Tucher, der ein großer Bürgerfreund und deshalb allgemein verehrt war, von den Bürgern so kräftig gegen den beutegierigen Pöbel geschützt, daß es der Besitzer bei seiner Rückkehr gänzlich unversehrt und nicht das Geringste aus ihm entwendet fand.

Die Lage der Stadt wurde indeß immer mißlicher, und endlich so drückend, daß alle Besonnenen, und diese wuchsen rasch zur überwiegenden Mehrzahl in der Stadt an, ihre Hoffnung nur in einem energischen Einschreiten des gewählten Kaisers Karl IV. fanden. Aber auch dem neuen Rath war die Aussicht auf eine friedliche Aenderung der Dinge eröffnet, bei der er im Besitz der Macht bleiben konnte. Die bayerische Partei stellte nämlich in dem Grafen Günther von Schwarzburg einen Kandidaten für die deutsche Kaiserkrone auf und setzte es durch, daß derselbe von vier Churstimmen gewählt wurde. Günther führte bald, da er, als ein allgemein beliebter Mann, nicht nur von den Städten, sondern auch von einem großen Theil der Ritterschaft unterstützt wurde, seinem Gegner Karl IV. ein starkes Heer entgegen, ehe es aber zu einer Schlacht kam, die vielleicht günstig für den kriegserfahrenen Günther ausgefallen wäre, erkrankte derselbe plötzlich in Frankfurt und starb, der Sage nach an Gift, am 14. Juni 1349.

Nun endlich war Karl IV. Alleinherrscher in Deutsch-

land und konnte es, von andern Sorgen frei, unternehmen, mit einem Heere nach Nürnberg zu ziehen und diese wichtige Stadt des Reiches seiner Oberherrschaft zu unterwerfen. Er schlug sein Heerlager bei dem, eine Stunde entfernten Orte Mögeldorf auf, und sandte Abgeordnete in die Stadt, in welcher die größte Rathlosigkeit herrschte, und dazu eine solche Geldarmuth, daß man das übliche Bewillkommnungsgeschenk an den Kaiser, dem sich die Stadt auf ziemlich milde Bedingungen hin ergab, von einem Bürger, dem Schlosser Konrad Lodner, aufnehmen mußte.

Viele der Aufständischen, darunter auch der stolze Pfauentritt, entflohen noch vor dem Einzug des Kaisers in die geängstete Stadt. Karl setzte am 2. Oktober 1349 den alten Rath wieder in seine Rechte ein, verfuhr aber, besonders auf die Fürbitte Ludwigs von Brandenburg, des Sohnes Kaiser Ludwig des Bayern, nach der Ansicht der damaligen Zeit ziemlich milde gegen die Stadt. Doch sollen mehrere der aufrührerischen Bürger, unter denen sich auch der Geisbart befunden habe, dem Schwerte des Henkers verfallen sein; eine große Anzahl wurde aus der Stadt auf ewige Zeiten verbannt.

Nach der Sage hätten die Hinrichtungen auf dem sogenannten „Köpfleinsberg“ in der Adlerstraße stattgefunden, wodurch der Name dieses Platzes entstanden sei *).

---

*) Dies ist irrig. Der Platz hat seinen Namen von dem Geschlecht der Kopf oder Kepf, welche das, jetzt Herrn Privatier Thieß gehörige Haus (Kaiserstraße 25) besaßen, an dem ein schwarzer Bock, die Wappenfigur der Kepf, angebracht ist.

Außerdem aber wurde der Stadt auch eine große Geldbuße auferlegt, die mit so großer Strenge eingetrieben wurde, daß derjenige, welcher seinen Antheil daran nicht zu bezahlen vermochte, „Haus und Hof, Kleider und Hausrath, Werkzeug oder was ein Jeder hat,“ verkaufen mußte, um die Strafe damit zu erlegen. — Die Person des Rudel (Rudolf) Geisbart ist urkundlich erwiesen, die des Pfauentritt dagegen sagenhaft. Ebenso steht, obschon es Müllner in seinen Annalen erzählt, durchaus nicht geschichtlich fest, daß eine so arge Verwüstung von Urkunden bei dem Sturme auf das Rathhaus stattgefunden habe.

Was die Judenverfolgung betrifft, so wird in Ulman Stromers „püchel von meim geslechet“ erwähnt: „die juden hi burden verprant an sant Niclos abent“ (1349).

Eppelein von Gailingen.

Wozu diese Mauern und Thürme, diese Licht und Luft ausschließenden Steinmassen? lautet die Parole unserer Zeit. Wir wollen sie nicht, denn wir brauchen sie nicht mehr, fort darum mit ihnen. Wir wollen den Frieden, den freien Verkehr mit der Umgebung, ohne alles Hemmniß — Licht und Luft! Glücklich die Zeit, die solchem Verlangen die Erfüllung folgen lassen kann!

Gewollt hätten die Bürger der frühern Jahrhunderte diesen Mauergürtel um ihre friedlichen Stätten wol auch nicht, wenn sie ihn, leider Gottes, nicht gebraucht hätten. Wie sehr dies aber der Fall war, davon gibt jedes Blatt unserer Geschichte Zeugniß bis in die neuere Zeit.

Das im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zur Blüthe gekommene Bürgerthum, welches sich aus der in den Städten vereinigten Masse der Gewerbtreibenden entwickelte, war bis zu Maximilians I. Zeiten in fortwährendem Kampfe mit dem auf seinen Burgen horstenden rauf- und raublustigen Reichsadel, und später mit den aus ihm herausgewachsenen kleineren und größeren Dynasten. Da war es wol nöthig, hinter Mauern und Thürmen sich sicher zu stellen vor den

Plackereien und Ueberfällen, die nur durch Wälle, Thürme und Zugbrücken abzuwehren waren.

So hatte auch die Reichsstadt Nürnberg manchen harten Strauß, besonders mit der in ihrer Nähe hausenden fränkischen Ritterschaft zu bestehen, unter der es der sogenannten „Placker" nicht wenige gab. Einer von ihnen hat sich so besonders durch seine Belästigungen der Stadt und ihrer Bürger ausgezeichnet, daß sein Name heute noch, nach fast vollen fünfhundert Jahren im Gedächtniß der Nürnberger lebt, und seine ganze Erscheinung gilt als der Typus eines ächten Raubritters, wie ihn nur die Phantasie eines Spieß oder Cramers ersinnen konnte. —

Es war dies Herr Apollonius (vulgo Eppelein) von Gailingen, aus dem Geschlechte der Gailingen von Illesheim, der fast fünfzig Jahre lang als Schrecken und Plaggeist der Nürnberger sich geltend machte. Sein Stammschloß Gailing lag bei Rothenburg an der Tauber, das er ebenfalls öfter mit seinen Raubzügen und Schelmenstücken heimsuchte, außerdem hatte er aber auch noch andere Burgen mit ansehnlichem Zubehör an Dörfern, Wald und Aeckern, so daß er durchaus nicht zu den „armen Rittern" zählte, die um ihrer Existenz willen den zu den Messen und Jahrmärkten ziehenden Kaufleuten und Krämern an der Landstraße auflauerten. Er war eben ein unruhiger Gesell, und Kampf und Streit das Element, außer welchem er nicht zu leben vermochte.

In den aufkeimenden Städten sah der Adel mit

richtigem Zukunftsblick eine Macht sich entfalten, die ihm über den Kopf zu wachsen drohte, und die er daher aus dem natürlichen Instinkt der Selbsterhaltung mit der Gewalt bekämpfte, deren Ausübung zu jener Zeit das hauptsächlichste Geschäft war, zu dem er herangezogen wurde, wenn er es nicht vorzog, an irgend einem Hofe den adeligen Diener zu spielen. — So waren denn die Städte das willkommenste Objekt für die Streitlust der adeligen Herren, und durch einen einfachen Absagebrief, d. h. eine Kriegserklärung des Ritters So und So gegen irgend eine Reichsstadt glaubte sich ersterer vollkommen berechtigt, allen möglichen Unfug in ihrem Gebiet zu treiben und ihre Unterthanen zu bedrücken und zu beschädigen. —

Ritter Eppelein besaß auch das Schloß „Drameysel", dessen Reste noch heutigen Tages die Hinterwand eines in die Ruine hineingebauten Bauernhauses in dem gleichnamigen Dorf Drameysel, eine halbe Stunde von Muggendorf bilden. Auf diesem Schlosse soll er, der Sage nach, seine Verbündeten versammelt haben, wenn er irgendeinen Streifzug auszuführen gedachte. Daher schreibt sich der noch heut im Volk bekannte Vers:

„Eppela Gaila von Dramaus
Reit allzeit zu vierzeht aus"

mit der Version:

„Da reit der Nürnberger Feind aus
Eppela Gaula von Dramaus."

Die Volkssage bezeichnet den Ritter Eppelein als einen Zauberer und Hexenmeister, wozu die Schnellig-

keit seiner Ueberfälle, die Schlauheit und Verwegenheit, die er bei allen seinen Unternehmungen an den Tag legte, die Veranlassung gaben. So soll er den Nürnbergern einmal am hellen Tage ein goldenes oder silbernes Vogelhaus gestohlen haben, das man seiner Form nach so benannte, in dem aber statt der Vögel seltene Kostbarkeiten und Geschmeide aller Art, Gold, Silber und Juwelen aufbewahrt waren. Diese Rarität wurde nur bei besonderen Anlässen der Bürgerschaft zur Ansicht ausgestellt. Da trat denn bei einer solchen Gelegenheit auch ein stattlicher Ritter in das Haus, worinnen man außer andern Merkwürdigkeiten, an denen die Reichsstadt schon zu jener Zeit reich war, auch das goldene Vogelhaus sehen konnte. Mit einem male entstand in einem andern Zimmer unter der sich drängenden Menge ein Streit zwischen einigen Bauern und den Aufsehern, der so heftig wurde, daß alles dahinströmte, wo der Skandal stattfand, sodaß der Ritter ganz allein bei dem Vogelhaus zurückblieb.

Nach wiederhergestellter Ruhe entsetzten sich die Aufseher nicht wenig, als sie die Stelle leer fanden, auf der das kostbare Vogelhaus gestanden. Der fremde Ritter — und das war Herr Eppelein von Gailingen — hatte die Gelegenheit benützt, das Kleinod unter seinen weiten Mantel genommen und sich auf seinen unten angebundenen Gaul geschwungen, der ihn sammt seiner Beute nach Schloß Drameysel brachte. Von dort aus sandte er dem Rathe ein spöttisches Dankschreiben für das erbeutete Vogelhaus und setzte noch hinzu, daß drei

seiner Knechte den Streit angefangen hätten, durch den er Gelegenheit fand, das Prachtstück sich anzueignen. Wegen dieses Streichs, den der Ritter Eppelein gegen sie vollführt, mußten die Nürnberger viel Spott ausstehen im ganzen Reiche, und ihr Vogelhaus bekamen sie erst wieder, als lange Jahre danach der schwäbische Bund die Raubnester in Franken und Schwaben zerstörte, bei welcher Gelegenheit man es auf dem Schloß Absberg fand, wohin es verschleppt worden war. —

Die Verwegenheit und Tollkühnheit des Ritters Eppelein von Gailingen rettete ihn oft aus großer Noth. Als ihn einmal bei Carlstadt die vereinigten Söldner des Bischofs von Würzburg und der Reichsstadt Nürnberg schon so umzingelt hatten, daß er keinen Ausweg mehr sah, setzte er mit seinem Roß von einem hohen Felsen in den tief unten strömenden Main und kam glücklich davon. Dieser Sprung war das Vorspiel zu einem andern, von dem die Wahrzeichen noch heute in Nürnberg zu sehen sind.

Es war den Reisigen der Stadt gelungen, ihren Todfeind nebst seinem Knechte Jäckel auf einem Streifzuge im fränkischen Land in ihre Gewalt zu bekommen. Im Triumphe führten sie ihn, mit Stricken auf sein Roß gebunden, nach Nürnberg, wo der hohe Rath über ihn zu Gericht saß, und ihn zur Sühne seiner vielen Frevelthaten, die er gegen die Stadt und ihre Verbündeten verübt, zum Tode verurtheilte. Indeß wurde er in ritterlicher Haft auf dem sogenannten fünfeckigen Thurm gefangen gehalten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

An dem Tage, an welchem ihm sein Todesurtheil verkündet werden sollte, starrte der ganze Burghof von Waffen; alle Söldner waren ausgerückt, sämmtliche Thore und Ausgänge versperrt und bewacht, sodaß an ein Entkommen des Gefangenen nicht zu denken war, den man zwischen zwei Reihen von Soldknechten auf die äußere Freiung herabführte. Da stand, an einem Baume angebunden, sein treuer Rapp, derselbe, der ihm bei Carlstadt das Leben gerettet, und wieherte freudig bei dem Anblick seines Herrn.

Das schöne, muthige Thier war als Beuteantheil dem Söldnerhauptmann zugefallen, der dem Ritter das Geleite auf seinem letzten Gang gab.

„Mein armer Hans,“ seufzte Eppelein, „von dir fällt mir der Abschied schwer, könnt ich dich doch noch einmal besteigen, ehe wir scheiden müssen für immer!“

„Das mögt Ihr meinetwegen thun,“ meinte der gutmüthige Hauptmann, „es ist noch nicht an der Zeit Euch zum Rathhause hinabzuführen, denn so eben wird mir gemeldet, daß die edlen Herren erst in einer Stunde sich versammeln. Steigt daher immer auf den Gaul, hier ist kein Strom, in den Ihr springen und dessen Wellen Euch aus unsern Händen erretten könnten.“

„Dank, Hauptmann,“ sprach Eppelein, „diese Wohlthat, die Ihr mir vor meinem Ende erzeigt, möge Euch Gott vergelten und Euer Sterbestündlein süßer machen als das meine.“

Jäckel, sein treuer Knappe, dem die Herren die Freiheit geschenkt und ihn unter ihre Soldknechte gesteckt

hatten, weil sie den verschlagenen Jungen auf ihren Streifzügen gegen die Ritter und Verbündeten Eppeleins gut zu gebrauchen dachten, führte das muthige Roß vor, das stolz hoch emporstieg, als sich sein Herr ihm nahte. Aber fromm wie ein Lamm stand es, als Eppelein den Fuß in den Steigbügel setzte und sich in den Sattel schwang.

Die Söldner ergötzten sich an den Reiterkünsten des Ritters, der, als er den Rappen zwischen seinen Schenkeln fühlte, ganz zu vergessen schien, daß ihm die nächste Stunde den Tod bringen sollte. Sie schlossen einen Halbkreis um ihn und gafften staunend auf den Ritter, der sein Roß immer mehr der Mauer zulenkte, die den tiefen Burggraben nach innen umschloß. Plötzlich aber erhob sich der Rappe zum gewaltigen Sprung, einen Augenblick sah man Roß und Reiter über dem Graben schweben, ein Wuthschrei wie aus einem Munde erfüllte die Luft, und wie Wahnsinnige stürzten die Soldknechte nach dem Thore, um es zu öffnen und die Zugbrücken niederzulassen. Aber die ungeheuere Bestürzung über das vor ihren Augen vorgegangene unbegreifliche Ereigniß ließ sie nicht rasch zum Ziele kommen, Einer hinderte den Andern, und es dauerte wol länger als gewöhnlich, bis die Zugbrücken niederrasselten, über die, wie eine losgelassene Meute, die Söldner hinausstürzten. Diese Hetzjagd war aber eine vergebliche. Eppelein hatte bereits einen zu großen Vorsprung gewonnen und war längst im Walde verschwunden, als die ersten der Söldner auf schweißtriefenden

Rossen dort anlangten. Tagelang wurde die ganze Gegend von den umherstreifenden Schaaren der Nürnberger durchsucht. Die Verbündeten Eppeleins, die, während er gefangen in Nürnberg lag, Tag und Nacht die Umgebungen der Stadt durchschwärmten, trieben die Nürnberger bald zurück und der Ritter erreichte ungefährdet sein Schloß Drameysel, wo er sich sicher vor allen Nachstellungen seiner Feinde wußte.

Daß Eppelein seine Flucht nur mit Hilfe des Teufels und böser Zauberkünste ausführen konnte, wurde in jener Zeit, und noch lange darnach, keinen Augenblick bezweifelt, um so mehr, da auch sein Knappe Jäckel spurlos mit dem Ritter verschwunden war. Der Söldnerhauptmann, dessen Gutmüthigkeit die Hauptschuld an dem Entkommen des Ritters trug, beschwor mit einem feierlichen Eid, daß er mit seinen leiblichen Augen gesehen, wie das Roß sich in einen feurigen Drachen verwandelt habe, auf dem Ritter und Knappe durch die Luft geflogen seien. Andere, die weniger an die Einmischung des Teufels glaubten, behaupteten, Jäckel sei auf einem Besenstiel, den er gegen die Mauer stemmte, in den Graben gerutscht und an einem Weinspalier auf der andern Seite hinaufgeklettert. Das Wahrscheinlichste, daß er in der allgemeinen Verwirrung mit den andern Knechten über die Zugbrücke entkommen, fand den wenigsten Glauben.

Eppelein von Gailingen trieb nach diesem Wagstück sein Unwesen noch lange Zeit. Außer Nürnberg waren es besonders die Reichsstädte Rothenburg, Weissenburg

und Windsheim, die er mit seinen Gesellen peinigte und in deren Gebieten er plünderte, sengte und die Landleute gefangen fortschleppte, nachdem er auf ihre Hütten den rothen Hahn gesetzt und ihre Viehheerden geraubt hatte. Er war schon ein stark bejahrter Mann, als es seinen, durch die gemeinsame Noth vereinigten Feinden gelang zu erwirken, daß die kaiserliche Reichsacht über ihn und seine Genossen verhängt wurde. Die meisten derselben fielen von ihm ab, oder wurden gefangen und zur Urfehde gezwungen, sodaß er endlich nur noch mit den Brüdern Dietrich und Hermann von Bernheim und wenigen Knechten von einer Burg zur andern zog und nichts Bedeutendes mehr im offenen Felde gegen seine Feinde unternehmen konnte.

Endlich fiel er im Jahre 1381 mit den beiden Bernheimern und vier Knechten im Dorfe Postbauer bei Neumarkt in die Hände der verbündeten Städter, die ihn zuerst nach Burgthann und dann nach Neumarkt brachten, wo man nach kurzem Prozesse die sämmtlichen Gefangenen zum Tode verurtheilte. Eppelein und die zwei Brüder von Bernheim wurden durch das Rad, die vier Knechte, worunter sich auch der getreue Jäckel befand, mit dem Schwerte hingerichtet.

Die Genossen des Eppelein, und überhaupt ein großer Theil der fränkischen Ritterschaft, die in dem strengen Urtheil, das die Städter gefällt, nicht einen Akt der Gerechtigkeit gegen Straßenräuber, sondern nur einen Gewaltstreich und eine Verletzung ihrer ritterschaftlichen Rechte durch die „Pfahlbürger" und Pfeffersäcke" er-

kannten, schlossen einen Bund gegen die Städte und 21 Ritter sagten der Stadt Nürnberg ab. Die Kämpfe zwischen den Städten und dem Adel währten noch lange im fünfzehnten Jahrhundert fort, bis die Anwendung des immermehr vervollkommneten Geschützes, in dessen Bedienung die Städter bald Meister wurden, die Zerstörung der Burgen erleichterte.

Ein altes Volkslied, das im 16. Jahrhundert bei Matthäus Frank in Augsburg als fliegendes Blatt unter dem Titel: „Das schön New Lied von dem Eppele von Geilingen“ erschien, besingt die Thaten desselben in folgenden Reimen:

„Es war ein frischer Reutersmann,
Der Eppele von Geylingen ist ers genanndt,
Er reit zu Nürnberg aus und ein,
Ist der von Nürnberg abgesagter Feind.
Er reyt zu Nürnberg für des schmides Hauß,
Hör lieber schmid trit zu mir rauß.
Hör lieber schmid nu loß dir sagen,
Du solt mir mein Roß vier eysen aufschlagen,
Beschlag mir sie wol und beschlag mir sie eben,
Ich will dir ein guten Lohn darumb geben.
Da griff er in die taschen sein,
Gab jm vil der roten gülden fein.
Lieber Schmid du solt nit vil davon sagen,
Deine Herren die müssen mirs wol bezahl'n.
Er reyt wol für das Wechselhauß,
Er nam den von Nürnberg ihr sylbernes Vogelhaus.

Er reyt wol auf den Geyersperg,
Er macht den von Nürnberg ihr Vogelhauß lähr.
Sie schickten jm ein Botten hinab,
Wo der Eppele von Geilingen wolt liegen die Nacht.
He lieber Bott so ich dich muß fragen,
Was hörst du von Eppele von Geilingen sagen.
Das magst du wol für ein warheit jehen, *)
Du habst ihn mit deinen Augen gesehen.
Da reyt er unter das Frauenthor,
Da hing ein par Reuterstiffel darvor.
Thorwächter lieber Thorwächter mein,
Weß mögen diß par Reuterstiffel sein.
Sie seynd eines freyen Reutersman,
Der Eppele von Geylingen ist er genanndt.
Er nam die Stiffel auf sein Gaul
Und schlugs dem Thorwechter umb das Maul,
Sehin Thorwechter so hastu deinen Lohn,
Das zeig deinen Herrn von Nürnberg an.
Der Thorwechter war ein behender Mann,
Und sagts seinen Herren und einer ganzē Gemein.
Sie schickten zwen und siebenzig Reuter ongfer,
Wo der Eppele von Geylingen hingekommen war.
Jr Söldner euer Gefangner will ich nit sein,
Sind euer zwen und siebenzig, bin ich nur allein.
Sie treiben jn hinter sich auf ein hohen stein,
Der Eppele von Geylingen sprengt in den Main.

---

*) jehen: sagen, bekennen.

Ir Nürnberger Söldner seid nit ehren werdt,
Euer keiner hat ein gutes Reuterpferd.
Wie bald er sich auß dem Sattel schwang,
Und zog sein neue par Stifel an.
Da reyt er über ein Auen war grühn,
Begegnet jm ein Kaufmann der daucht sich kün.
Höre lieber Kaufmann nun laß dir sagen
Wir wollen einander umb die Taschen schlagen.
Der Kaufmann war ein behender Mann,
Er gürt dem Eppele von Geylingen sein Taschen an.
Des Kaufmanns er gar wol vernahm,
Ein Peurin jm auf der Strassen bekam.
Die Peurin er fraget auf der stet,
Was man von Eppele von Geylingen sagen thet.
Die Peurin jm ein Antwort gab,
Der Eppele von Geylingen wer ein nasser Knab.
So sag mir die liebe Peurin schon
Was hat dir der Eppele von Geylingen gethon.
Der Eppele von Geylingen sich bald bedacht,
Wie bald er da ein feuer aufmacht.
Er nam das Schmalz und macht es warm,
Und stieß jr die Hand hinein bis an die Arm.
Sei hin, so hast du deinen Lohn,
Und sag, der Eppele von Geylingen hab dirs gethon.
Er schickt sein Knecht gen Franbach*) hinab,
Man soll ihm bereiten ein gutes Mahl.

---

*) Nach dem bereits Mitgetheilten über Eppeleins Gefangennehmung, ist dies unrichtig, selbst wenn es „Farnbach“ heißen sollte.

Da kam der Eppele von Geylingen ein,
Da gab man jm den külen Wein.
Der Eppele von Geylingen sah zum Fenster hinaus,
Da schub man jm vil Wägen für das Hauß.
Lieber Wirt thu mir die Thüren auf
Und laß mich springen über auß.
Da sprengt er über die acht Wägen auß,
Uebern neunten gab er den Gibel auf.
So liegt mein Mutter am Reyn ist tod,
Darumb muß ich leyden grosse Noth.
Da zog er aus sein gutes Schwerdt,
Erstach damit sein guts Reuterpferdt.
Eppele von Geylingen hetst dieß nicht gethon,
Bei dem Leben wollten wir dich lohn.
Den Eppele von Geylingen namen sie an,
Und brachten den von Nürnberg den gefangnen Mann.
Darnach führten sie jn auf den Rabenstein,
Man legt jm den Kopf zwischen die Bein."

In der inneren Seite der Stadtgrabenmauer beim fünfeckigen Thurm, von wo aus man die Aussicht auf das sogenannte „Knoblauchsland" hat, die mit dem Wald und den Berghöhen abschließt, auf denen die Gefährten des Eppelein in ihren Burgen hausten und deren Ruinen noch heute die Gegend schmücken, sieht man als Wahrzeichen des fabelhaften Sprunges des Ritters über den Stadtgraben mehrere Hufeisen eingegraben, und kein Führer unterläßt es, die Fremden auf dieselben aufmerksam zu machen und ihnen die Geschichte vom Eppe-

lein von Geilingen und seinem Sprung über den Stadtgraben zu erzählen. Wenn man aber auch in Betracht zieht, daß der Stadt- oder Burggraben zu jener Zeit bedeutend schmäler war als gegenwärtig, so gehört doch immer noch ein guter Glaube dazu, den Sprung als wirklich geschehen anzunehmen. Die Sagen von solchen fabelhaften Sprüngen finden sich mehrfach in Deutschland und bei dem fast mythischen Nimbus, den die übrigens zweifellos geschichtliche Person des Ritters Eppelein von Gailingen um sich verbreitete, ist es sehr erklärlich, daß ihm auch ein solches Wagstück, wie es „Harras der kühne Springer" vollführte, zugeschrieben wurde. Indeß steht der Sage von diesem Sprung auch der Umstand entgegen, daß der fünfeckige Thurm sammt der Freiung zu jener Zeit nicht im Besitz der Stadt war, sondern zum Schloß des Burggrafen gehörte.

Der Nußkaspar.

Von dem am Fuße der Burg gelegenen „Oelberg", Christus und die Jünger in Gethsemane darstellend, ging in früherer Zeit die, jetzt gewiß nur noch Wenigen bekannte Sage, daß sich daselbst an jedem Sylvesterabend ein Bauer aus dem Knoblauchlande sehen lasse, der jedem Vorübergehenden mit flehentlichen Geberden zurufe: „kauft mir meine Nüsse ab", die, wie lauteres Gold funkelnd, in einem Korbe vor ihm standen. An diesen Platz soll ihn der Teufel verwünscht haben, einzig darum, weil er nicht reinen Mund halten konnte. Es ging ihm nämlich recht schlecht und er wußte nicht wie er sich mit seinem Weibe und seinen Kindern mehr fortbringen sollte. Die Sorgen verleiteten ihn zum Trunk und in einer kalten Sylvesternacht schlief er an den Felsen, auf denen das Schloß steht, in der Nähe des Oelbergs ein, sodaß er unfehlbar erfroren wäre, wenn ihn nicht ein Mann in Jägerkleidung aufgerüttelt und erweckt hätte. Diesem erzählte er nun sein Elend; die Glocke von St. Sebald kündete eben Mitternacht, in der Stadt herrschte fröhliches Treiben und es fiel dem armen Bauer schwer aufs Herz, daß er nicht mitmachen konnte und so gar arm und verlassen sei. Der Jäger tröstete ihn und

meinte, es wäre ihm wol zu helfen, aber er müsse darüber schweigen können sein ganzes Leben lang, wie ihm geholfen worden sei, sonst wäre er verloren für Zeit und Ewigkeit! Das gelobte der Bauer hoch und theuer und verschwor sich des Teufels werden zu wollen, wenn er Jemandem ein Wörtchen davon sage, falls ihm nur geholfen würde. Darauf hieß ihn der Jäger, der natürlich niemand Anderer war als der „Gott sei bei uns“ selber, heimgehen und in der nächsten Mitternacht von seinem Nußbaum Nüsse pflücken, die würden sich in Gold verwandeln und ihn aus aller Noth reißen. Der Bauer glaubte erst, daß ihn der Jäger zum Narren haben wollte, als aber dieser plötzlich verschwunden war, hatte er auch des Bauern Rausch mitgenommen. Kaspar, so war sein Name, ging völlig nüchtern von dannen und that in der andern Nacht wie ihm der Jäger gerathen. Er traute seinen Augen kaum als er sich plötzlich im Besitz eines so großen Schatzes sah, denn wenn auch nur noch wenige Nüsse auf seinem Baum hingen, so waren sie doch vom feinsten Golde, und als er damit nach Nürnberg wanderte und vorsichtig eine einzige davon einem Goldschmied zeigte, dem er schuldig war und der ihm zu Allerheiligen seine letzte Kuh aus dem Stalle führen ließ, bot ihm dieser eine so große Menge Thaler dafür, wie er sein Lebtag nicht gesehen, geschweige denn im Besitz gehabt hatte. Er lebte nun herrlich und in Freuden, bezahlte seine Schulden, baute sein Häuschen neu auf und erregte natürlich bald den Neid seiner Nachbarn, die sich nicht erklären konnten, wie

der Kaspar auf einmal zu so viel Geld gekommen sei. Das kümmerte ihn aber wenig, er log ihnen von einer großen Erbschaft vor, die er in der Stadt gemacht hätte und so wäre alles gut gewesen, wenn nur sein Weib hätte ihre Neugier bezähmen können. Aber die Grete wollte durchaus wissen, woher das viele Geld käme, das gar kein Ende nehmen wollte, obgleich der Goldschmied nur die Hälfte von dem Werth der Nüsse zahlte, die Kaspar ihm, eine nach der andern brachte. Mitten im Wohlleben vergaß der Bauer auf alles, was er versprochen, der Jäger ließ sich nicht mehr sehen und um nur endlich einmal Ruhe vor seinem Weibe zu haben, erzählte er ihr den ganzen Hergang, wie er zu seinem Reichthum gekommen war. Er hatte noch mehr als die Hälfte Nüsse in seiner Truhe, und dachte damit für sich und seine Kinder genug zu haben. Aber wie erschrak er, als er am andern Morgen eine der Nüsse zum Goldschmied tragen wollte und sah, daß alle Nüsse schwarz wie Kohlen geworden waren. Nun wars aus mit dem Reichthum, der letzte Thaler war ausgegeben, und bald mußte er auch sein Häuschen und sein Vieh verkaufen und stand wieder bettelarm da wie zuvor. Da wollte er versuchen, ob er den Jäger nicht wieder zu Gesicht bekommen könnte, damit er ihm noch einmal helfe, und ging um Mitternacht zum Oelberg, denn er ahnte, daß dies die rechte Stunde sein möchte, dem räthselhaften Jäger eine Visite abzustatten. Damit hatte ers auch getroffen. Schlag zwölf Uhr stand der Jäger vor ihm, aber er befand sich nicht in der besten Stimmung, son-

dern hielt dem Kaspar mit donnernder Stimme seinen Wortbruch vor. Als dieser eine Entschuldigung daherstammelte und um nochmalige Hilfe bitten wollte, packte ihn der Jäger wie mit eisernen Klammern am Halse, drehte ihn ein paarmal herum, warf ihn zu Boden und verschwand dann unter höhnendem Gelächter. Am anderen Morgen fanden die Stadtknechte den Bauern mit in den Nacken gekehrtem Antlitz am Oelberg liegen, und seitdem hielt der „Nußkaspar", wie ihn das Volk nannte, alljährlich in der Sylvesternacht seine goldenen Nüsse am Oelberg feil, und wehe dem, der sich von ihrem gleißenden Schimmer verblenden ließ, und von dem Nußkaspar Nüsse nahm, die er mit so flehender Stimme anbot. Er theilte das Loos des Unglücklichen und war den Mächten der Hölle verfallen.

(Siehe auch Schöppners Sagenbuch der bayerischen Lande. II. S. 181.)

Der Dudelsackpfeifer.

An einem Hause am „Färbersbrücklein“, der ehemaligen Weinschenke zum schwarzen Adler gegenüber, war früher eine Freskomalerei, die einen Mann mit einem Dudelsack darstellte. Sie ist längst unter den Wandlungen der Zeit verschwunden, aber die Sage, die sich an sie knüpfte, hat sie überdauert.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wüthete in ganz Europa die orientalische Pest, die man in Deutschland „schwarzer Tod“ nannte, da sie die Haut der Erkrankten mit schwarzen Flecken bedeckte, welche bald zu fauligen, eiternden Beulen wurden, worauf der Tod in wenigen Tagen, ja oft in wenigen Stunden erfolgte.

Die Aerzte, deren es überhaupt in jener Zeit nach unserem Sinne nur wenige gab, kämpften vergebens mit dem furchtbaren Uebel, das sich ungeheuer rasch verbreitete und besonders in den Städten Tausende von Opfern in kurzer Zeit hinraffte. In Straßburg fielen 16,000, in Lübeck 9000, in Basel 14000, in Erfurt 16,000 Menschen dieser verheerenden Krankheit zum Opfer und auch in Nürnberg starben ganze Straßen aus. So soll eine Bäuerin, die, nachdem die Epidemie ausgewüthet hatte, Milch zur Stadt trug, in einer der

Gassen der damaligen östlichen Vorstadt keine menschliche Seele getroffen und ausgerufen haben: „o elende Gasse!“ welcher Name dieser Gasse lange verblieb bis er in „Rosenthal“ umgewandelt wurde.

Zu dieser Zeit des Schreckens und der allgemeinen Noth lebte ein Musikant in Nürnberg, der es in seiner Kunst nicht weiter als bis zum Dudelsackpfeifer, dagegen in der des Trinkens zur Virtuosität gebracht hatte. Unser Sackpfeifer dudelte und trank vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht und selbst das Wüthen des Würgengels brachte ihn nicht zu Besinnung, ja er trieb es wo möglich, noch ärger als zuvor. „So lange wir“, sagte er oft zu seinen lustigen Zechbrüdern, „den Dudelsack zum Todtentanz spielen, so lange tanzen wir ihn nicht selber mit. Also nur immer lustig und frisch drauf los!“ Aber es fehlte nicht viel, so hätte ihn der Sensenmann doch bald zum Salto mortale aufgefordert. Uebervoll, wie sein aufgeblasener Dudelsack, blieb er eines Nachts mitten auf der Straße liegen. Kurze Zeit nachher, als er sich so sanft gebettet hatte, fuhr der Pestwagen, der die des Tages über Gestorbenen aus der Stadt brachte, an dem total Betrunkenen vorüber, und da man ihn, der wie leblos dalag, für einen von der Pest Getödteten hielt, wurde er mit sammt seinem Instrumente, das er umhängen hatte, ohne viele Umstände zu den Todten auf den Wagen geladen. Das Rütteln und Stoßen desselben weckte endlich unsern Musikanten aus seinem Todesschlafe. Aber welches Entsetzen erfaßte den völlig nüchtern Gewordenen, als er sich auf diesem

Wagen erblickte, dem alle Menschen, wenn sie ihn nur von ferne sahen, straßenweit auswichen, und sich in dieser grauenhaften Gesellschaft fand, die zu ihrer Ruhestätte geführt wurde. Er wollte schreien, aber der Schrecken hatte seine Zunge gelähmt, er wollte vom Wagen springen, aber zentnerschwer lag es ihm in den Gliedern. In dieser Herzensangst erschien ihm sein Dudelsack als ein treuer Gefährte und Helfer in der Noth. Und dieser, der ihm durch viele Jahre ein bewährter Freund gewesen, verließ ihn auch in diesen schrecklichen Augenblicken seines Lebens nicht. Wie noch niemals paukte der dem Grabe lebendig zufahrende Tonkünstler mit dem rechten Arm auf seinen Dudelsack los, und blies in die Pfeife, als wollte er seine ganze Reisegesellschaft zum jüngsten Gericht erwecken. Es waren aber keine lustigen Tanzweisen, die er aufspielte, und wie sie seine Zechbrüder von ihm zu hören gewohnt waren, sondern ein frommes, geistliches Lied, dessen Melodie auf dem Pestwagen erklang.

Anfänglich achtete der Fuhrmann nicht auf die Jammertöne, von denen er glaubte, daß sie aus irgendeinem Hause kämen, wo man damit vielleicht wieder einen Verstorbenen beklagte. Als aber die Pfeife immer greller und schriller durch die stille Nacht tönte, stieg er doch endlich mit geheimen Grauen vom Pferde, und sah quer über dem Haufen der Todten den Dudelsackpfeifer sitzen, der, als er den sich bekreuzigenden Fuhrmann erblickte, mit flehend aufgehobenen Händen bei allen Heiligen schwur, daß er kein Gespenst, sondern ein

lebendiger Mensch sei, der nicht wisse, wie er auf diesen Wagen gekommen. Der Fuhrmann, der dies am besten wußte, half dem armen Dudelsackvirtuosen von seinem grausigen Ruhesitz herab und fuhr seines Weges weiter, wahrscheinlich denkend, sein blinder Passagier werde über kurz oder lang doch die Reise machen müssen, von deren unfreiwilliger Fortsetzung ihn sein Dudelsack gerettet hatte. Aber die alte „Frau Sage“ erzählt uns, daß der lustige Musikant gesund und frisch geblieben und den ganzen Pestjammer glücklich überstanden hat, doch das übermäßige Trinken hat er sich abgewöhnt, so weit es bei dem Betrieb seines Geschäfts nur immer möglich war, wenigstens soll er keine Straßenrinne mehr zu seinem Nachtlager erwählt haben.

Der Händleinspfennig.

Wie wir schon bei der Erzählung von dem Aufruhr in Nürnberg erwähnten, war Herr Berthold Tucher, ein Mitglied des Rathes, in welchem er über vierzig Jahre lang die ersten Stellen bekleidete, wegen seiner Herzensgüte allgemein geliebt und verehrt von der Bevölkerung Nürnbergs. Daher konnte es auch nicht fehlen, daß sich die größte Theilnahme derselben kundgab, als im Jahre 1364 seine Gattin Elisabeth, eine Schwester des Herrn Hilpolds von Mayenthal, kaiserlichen Landrichters des Burggrafthums Nürnberg, starb, mit der er vier und dreißig Jahre in glücklichster Ehe gelebt, die ihm aber nur zwei Töchter und keinen männlichen Erben geboren hatte.

Somit wäre das Geschlecht der Tucher, das seit länger als einem Jahrhundert in Nürnberg blühte und zu großem Ansehen gelangt war, im Mannsstamme erloschen, und die Sorge deshalb mischte sich mit dem Schmerz Herrn Bertholds über das Abscheiden seiner zärtlich geliebten Elisabeth. Der Trübsinn, welcher ihn darob erfüllte, erzeugte den Gedanken in ihm, der Welt gänzlich zu entsagen und ein Asyl für den Rest seines Lebens in irgendeinem Kloster zu suchen, obgleich er

erst das 54. Jahr zurückgelegt hatte und ein gesunder, kräftiger und stattlicher Herr war.

Trotz dem Andringen seiner Freunde in den Geschlechterfamilien der Stadt, daß er dem Schmerz über das Hinscheiden seiner Gemahlin nicht die Zukunft seines Geschlechtes opfern, daß er den Namen der Tucher nicht mit dem Wappenschild in seiner Gruft dereinst vermodern lassen solle, würde daher Herr Berthold den Entschluß zu einer Wiedervermählung nicht in seinem Herzen haben keimen lassen, wäre nicht die holdselige Gestalt einer Jungfrau vor sein Auge getreten, welche die Natur mit allen Reizen des Weibes begabt hatte und deren sittige Erscheinung einen Zauber auf ihn ausübte, dessen Gewalt er sich nicht entziehen konnte.

Es war Anna Pfinzing, die Tochter seines Freundes, des bischöflich bambergischen Rathes und Senators zu Nürnberg, Herrn Berthold Pfinzing, welche durch die Macht ihrer Schönheit und die Anmuth ihres ganzen Wesens den fast schon überwiegenden Gedanken, sich dem geistlichen Stande zu widmen, wieder in den Hintergrund seiner Seele drängte. Ein gewaltiger Kampf entstand in seinem Innern. Es war der nüchterne Verstand, der ihm sagte, daß der Unterschied des Alters zwischen ihm und Anna ein zu beträchtlicher sei, um nicht Zweifel über ein dauerndes Eheglück zuzulassen, während die Neigung seines Herzens ihm in der blühenden Jungfrau nur den Engel seines künftigen Lebens erblicken ließ.

Da entstand der Entschluß in ihm, die Entscheidung

Gott allein zu überlassen und denselben in einem brünstigen Gebete um eine Kundgebung seines gnädigen Willens anzuflehen. Zu diesem Zwecke wohnte er zuerst einer heiligen Messe in der Kapelle seines Hauses am Milchmarkt bei und verweilte hierauf, vor dem Altare knieend, mehrere Stunden allein in der Kapelle unter heißem Flehen zu Gott, daß er das Vorhaben segnen möge, zu dem er sich jetzt anschicke und ihn recht handeln lasse nach seinem heiligen Willen.

Hierauf zog er aus der Gürteltasche an seiner Hüfte einen silbernen Pfennig, oder besser gesagt, einen jener Heller, die mit Genehmigung Kaiser Karls IV. im Jahre 1356 in der Nürnberger Münze geschlagen wurden und auf der einen Seite ein Kreuz, auf der andern eine offene rechte Hand, in deren Fläche ein Kreuz, als Gepräge*) zeigten. Sodann sprach er das feierliche Gelöbniß vor dem Bilde des Erlösers auf dem Altare aus, daß er sich dem geistlichen Stande fortan widmen wolle, wenn dieser Heller, dreimal in die Höhe geworfen, so zu Boden falle, daß das Kreuz sich oben zeige, wogegen er es aber als Gottes gnädigen Rath erkennen werde, sich wieder in den Stand der heiligen Ehe zu begeben, falls die Hand sollte oben zu liegen kommen.

Und so warf er denn, Gott vertrauend, den Heller dreimal in die Höhe, und dreimal fiel er so zu Boden,

*) S. Will's Münzbelustigungen I. 22. Stück. In Imhofs Werk über die Nürnbergischen Münzen I. 520. werden diese Heller als Münzen der Reichsstadt Schwäbisch-Hall bezeichnet, die aber in Nürnberg geprägt wurden.

daß die Hand ihm entgegenblinkte als eine Mahnung von oben auch seine Hand wieder in die eines ehelichen Gemahls zu legen.

Nach brünstigem Dankgebet, daß der Herr sein Thun gesegnet, erhob er sich und schritt frohen Herzens dem Hause seines Freundes Berthold Pfinzing bei St. Egydien zu.

Da erschien es ihm denn als eine freundliche Vorbedeutung, daß das holdselige Jungfräulein Anna Pfinzingin eben am Fenster des Chörleins stand und dem auf das Haus Zuschreitenden gleich einem schon Erwarteten begrüßte. Es konnte aber noch kein Gedanke in der Seele der Jungfrau keimen, welche Absichten Herrn Berthold Tucher heute in das Haus der Pfinzing führte, und an der Seite ihrer Mutter bewillkommnete sie ihn, ahnungslos welch einen Wendepunkt in ihrem Leben dieser Besuch herbeiführen werde, während Herr Pfinzing dem Freunde bis auf den ersten Absatz der steinernen Treppe entgegeneilte.

„Willkommen, Berthold", begrüßte er ihn mit kräftigem Handdruck, „war mir doch immer, als hätte ich heute noch Wichtiges mit Euch zu besprechen, ohne, daß ich mich entsinnen könnte, was es eigentlich sei. Nun kommt Ihr selbst um mir vielleicht aus dem Traume zu helfen."

„Ei, lieber Pfinzing," entgegnete Herr Tucher, „es ist mir auch, als wärs ein Traumbild, das mich in diesem Augenblick umgaukelt; es hängt von dieser Stunde ab, daß es mir auch im Erwachen nicht entschwindet und sich zu schöner Wirklichkeit entfaltet."

„Was führt Ihr heut doch für absonderliche Reden, Freund Berthold," sprach kopfschüttelnd Pfinzing, während er Herrn Tucher in das große Familienzimmer führte und die Frauen folgten. „Nehmt Platz und sprecht vom Herzen. Ihr wißt, daß jedes Wort von Euch die rechte Stelle in dem meinen findet."

„Das hab ich stets erkannt und wohlgeschätzt, heut aber Freund, ists noch ein anderes Herz, in dem, was jetzt mir auf den Lippen schwebt, und doch als wäre die Zunge mir gelähmt, nicht über sie zu treten wagt — die rechte Stelle finden muß. Doch kurz heraus, es ziemt nicht meinen Jahren, mich zu geberden wie ein junger Fant; laßt mich darum kurz und gut Euch sagen, daß ich nach reifer Ueberlegung und Gebet zum Herrn entschlossen bin, mich wieder in den Stand der heiligen Ehe zu begeben, und mir Euer holdseliges Töchterlein Anna zum Ehegemahl ausersehen habe, falls sie gewillt ist, einem Wittwer, in dessen Haar schon graue Streifen ziehn, deß Herz doch aber warm und ehrlich schlägt, die Hand als sein ehelich Gemahl zu reichen! Wollet mir aber zuvor redlich Bescheid sagen, ob ich auch Eurer Einwilligung mich versehen darf."

Herr Pfinzing konnte seine Ueberraschung ob dieser Werbung kaum verbergen. Seine Freundschaft zu Tucher kämpfte mit der Sorge, Anna möchte den in Jahren schon so vorgerückten Freier nicht mit gleich günstigen Augen ansehen. Er bat daher den Freund um Frist sich zu bedenken und seine Tochter zu befragen, was diesfalls ihr Wille sei. Stumm drückte ihm Tucher die

Hand und schritt die Treppe hinab, anscheinend, als ob er sich wieder in seine Behausung begeben wollte. Vor dem Hause aber war es ihm, als wollten ihn seine Füße nicht mehr weiter tragen, und er setzte sich auf die Steinbank an der Thüre, um eine Weile zu rasten. Ein Diener des Hauses meldete dies seinem Herrn, der stracks hinunter eilte und Herrn Tucher zusprach doch wieder ins Haus zu treten. Dieser sagte aber, er habe beschlossen nicht heimzukehren, er erlangete denn zuvor eine Antwort auf seine Werbung. Darauf führte ihn Herr Pfinzing wieder die Treppe hinauf in die Familienstube, wo Anna und ihre Mutter weilten. Da nahm Herr Pfinzing sein Töchterlein an der Hand, führte es seinem Freunde zu und sprach: „Nun fragt sie selbst, mein und der Mutter Segen wird Euch nicht fehlen.“ Anna sah dem stattlichen Tucher, der ihre Hand ergriffen hatte, und mit fast bebender Stimme seine Werbung an sie richtete, unter züchtigem Erröthen zwar, doch fest und unverzagt ins offene treue Auge.

Im elterlichen Hause fromm und still erzogen, hatte sie keinen Willen, als den der Eltern, von denen sie wußte, daß sie der Werbung Tuchers günstig gesinnt waren, doch sprach auch in ihrem Herzen, in das noch kein anderes Gefühl sich eingeschlichen hatte, eine Stimme für den Werber, die nicht nur die Achtung vor dem Ansehen und der Würde des Mannes, sondern auch das Wohlgefallen des Weibes an seiner kräftig männlich würdigen Erscheinung erweckt hatte.

Drum sprach sie ohne Zagen: „Ich hab Euch stets

als edlen Mann geehrt, Herr Berthold Tucher, doch bin ich noch ein unerfahren Kind und unwerth fast der Ehre, die Ihr durch Euere Werbung mir erzeigt. Doch wenn Euere Nachsicht mir vertraut und meiner Eltern Wille dafür spricht, so nehmt hier das Gelöbniß, daß ich ein treues Weib Euch sein will, immerdar.“ —

„Du gutes Kind“, sprach Berthold Pfinzing, „Dein Glück ist ja das unsere,“ und mit der in das Schluchzen der weinenden Freude ausbrechenden Mutter führte er Anna in die Arme des Freundes.

Wer war glücklicher als Tucher! Rasch wurden die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, die 1365 unter großen Festlichkeiten, wie sie eine damalige Geschlechterhochzeit mit sich brachte, gefeiert wurde.

Aus der Ehe des Herrn Berthold Tucher mit Anna Pfinzingin entsprangen vier Söhne und vier Töchter, wodurch die dem Erlöschen nahe Familie Tucher bis zum heutigen Tage fortgepflanzt wurde.

Berthold Tucher, der Anno 1379 am Sonntag nach Ostern im 69. Jahr starb, zeichnete sich noch durch viele fromme Stiftungen und Vermächtnisse aus. Seine Gattin Anna überlebte ihn nur zwei Jahre. Sie starb, als eine Wohlthäterin der Armen allgemein betrauert im Jahre 1381, und ist als die eigentliche Stammmutter der nun Freiherrlich von Tucherschen, in Nürnberg blühenden Familie, zu bezeichnen.

Nikolaus Muffel.

In der Sylvesternacht des Jahres 1468, als nur noch wenige Stunden bis zum Beginne des neuen Jahres fehlten, herrschte fröhliches Treiben im Hause des ältesten Losungers der Reichsstadt Nürnberg. Wenn auch schon dem sechszigsten Lebensjahre nahe, war Herr Nikolaus Muffel doch noch ein gar stattlicher Mann, in voller Kraft des Lebens, und sich seiner Würde und Bedeutung als erste Magistratsperson einer der mächtigsten Städte des Reiches wohl bewußt. Einem der damals blühendsten Patriziergeschlechter angehörend, schon mit 23 Jahren in den Rath gewählt, bekleidete er die höchsten Ehrenämter der Stadt, wohnte als Abgesandter und oberster Hauptmann derselben der Krönung Kaiser Friedrichs III. zu Rom bei, und stieg endlich 1459 zur Stelle des ältesten Losungers, und somit zum dirigirenden Oberhaupt des Stadtregiments auf. —

Mehrere Herren des Rathes und Freunde des obersten Losungers waren in der Trinkstube des Hauses versammelt und ließen sich den edlen Frankenwein wohl schmecken, von dem der Bischof von Würzburg erst vor kurzem dem Herrn Muffel eine Probe des edelsten Gewächses, d. h. ein paar Stückfässer zugesendet hatte, denn in jener

Zeit war man mit dergleichen Spenden nicht karg, besonders wenn es galt, sich dem mächtigen Gebieter einer mächtigen Stadt zu verpflichten. Die Junker und Jungfräulein des Hauses mit ihren Gespielen unterhielten sich mit allerlei Kurzweil im oberen Saale und die Klänge einer Sarabande tönten so vernehmlich in die Trinkstube herab, daß sie für einen Augenblick die ernsten Gespräche der alten Herren unterbrachen, zu denen die unaufhörlichen Streitigkeiten, in die Nürnberg mit dem Markgrafen von Brandenburg verwickelt war, den Stoff gaben. „Das junge Volk," sprach Herr Conrad Mendel, „geht lustig aus dem alten Jahr heraus und ohne Sorge ins neue hinein." „Das weiß Gott," meinte Ulrich Haller, „die Jugend lebt nur der Gegenwart, vergißt rasch das Vergangene und denkt nicht an die Zukunft. Weiß wohl, daß es zu unserer Zeit nicht anders war, aber es ist noch nicht zwanzig Jahre her, als uns der Markgraf ernstern Sinnes machte." „Mag sein", sprach Anton Schlüsselfelder, daß unser jung Geschlecht, vielleicht eher als wir glauben, aus seinem Freudentaumel herausgerissen wird. Herr Albrecht von Brandenburg sucht uns alleweile wieder am Zeug zu flicken. Er möchte gern die Rechte und die Wälder wieder haben, die uns sein Ahn verkauft, und wenn er einen Haken findet, daran er sein Gespinnst anknüpfen kann, seht zu, ob ers nicht thut und wieder auf die alten Ränke zurückkommt." „Ja, ja", seufzte Herr Ulrich Haller, „seine Amtleute sitzen uns ringsherum auf dem Nacken und gucken überall in unsere Töpfe." —

„Ei was," unterbrach ihn Mendel, „Ihr seht doch überall Gespenster, so arg ists doch wol nicht, wie Ihrs macht, der Markgraf ist froh, wenn wir in Ruh und Frieden mit ihm leben; da ist der Kastner von Baiersdorf, der hat es uns selbst erzählt, als ich zur Kirchweih mit Herrn Muffel bei ihm war, daß der Markgraf nichts sehnlicher wünsche, als in gutem Vernehmen mit uns zu bleiben." „Nun, da habt Ihr ja Euere Nachrichten aus der besten Quelle," spottete Herr Nicolaus Groß, „der Herr Kastner wird ja seinen Kirchweihgästen reinen Wein eingeschenkt haben." „Das glaub ich selbst," sprach ernst Herr Muffel, und über sein Gesicht flog ein Schatten des Unmuths über die Wendung, welche das Gespräch genommen, „ich habe keinen Grund, an der Aufrichtigkeit und ehrlichen Gesinnung meines alten Freundes zu zweifeln, die Briefe über den Verkauf der Burg und der Wälder sind in bester Form Rechtens ausgestellt, von beiden Parteien unterschrieben und besiegelt, und liegen sammt der kaiserlichen Confirmation wohlverwahrt in unserer Losungstube; welche Ursache könnte der Markgraf finden, längst abgethane Dinge wieder hervorzusuchen und Ansprüche zu erheben, auf die er durch Brief und Siegel verzichtet." —

„Verzeiht, Herr Muffel," sprach Ulrich Haller, „wenn ich Euere Zuversicht auf die friedlichen Gesinnungen des Herrn Albrecht von Brandenburg nicht theilen kann, ich habe sichere Kunde, daß die markgräflichen Vögte unsere Unterthanen mit allerlei Plackereien quälen, wo sie nur immer können." — „Es kommen Uebergriffe vor, ich

weiß es," entgegnete Muffel, „aber sie geschehen gegen den Willen des Markgrafen, sein letztes Schreiben besagt, daß er es ernstlich ahnden wolle, wenn sich einer seiner Amtleute fürder dergleichen erlauben sollte. Doch laßt uns nicht mit eitlem Wortgefecht die letzten Augenblicke des Jahres trüben. Die goldene Scheuer ist gefüllt mit edlem Steinwein, zum Scheidegruß fürs alte Jahr, zum Willkomm dem neuen. Wollen wir es fröhlich begrüßen in herzlicher Eintracht und Liebe." „So sei es," sprach ernst Herr Konrad Groß, „und hoffen wir, daß es uns Frieden und Segen bringe!" —

In diesem Augenblicke verkündeten die Glockentöne von St. Sebald und St. Lorenzen, die gar feierlich zusammenklangen, den Eintritt des neuen Jahres. Das junge Völklein, das sich bei Tanz und Spiel vergnügt hatte, drängte glückwünschend zur Thüre herein, und schweigend, mit thränenden Augen traten die Frauen herbei, mit Handdruck und Kuß die frommen Wünsche besiegelnd, die alle Herzen bewegten.

Als sich Herr Muffel aus den Armen der Seinen wand, löste sich ein goldenes Kettlein, das er unter der Halskrause trug, und an dem ein Amulet in goldener Kapsel hing. Ein Gliedlein der Kette war abgesprungen, und als sie zu Boden klirrte, hatte sich die Kapsel geöffnet und das Amulet, welches sie enthielt, ein Splitter vom Kreuze des Herrn, fiel heraus. Rasch bückten sich die Umstehenden, jeder wollte sich beeilen, das theuere Kleinod zu erhaschen, aber die seltene Reliquie war für den Augenblick nicht zu finden. Die Diener

mühten sich Tagelang, den ihnen von ihrem Herrn zugesagten hohen Finderlohn zu verdienen, umsonst — die Reliquie blieb verschwunden. —

Der Gemüthszustand des obersten Losungers, der durch sein ganzes bisheriges Leben ein heiterer, den geselligen Freuden stets holder war, verdüsterte sich von diesem Tage an immermehr. Es war das letzte Fest, das ihn an jenem Sylvesterabend mit seinen Freunden vereinte. Er zog sich von allem Umgang mit den Menschen zurück und lebte nur noch den Seinen und seiner Amtspflicht. Aber wol auch ohne den sein Gemüth beängstigenden und seinen Glauben an eine fernere glückliche Zukunft erschütternden Verlust hatte Herr Muffel Ursache zu großer Unruhe und Unzufriedenheit mit sich selbst. Jenes Gespräch der bei ihm am Sylvesterabend versammelten Rathsherrn über die Absichten des Markgrafen Albrecht mußte ihn in empfindlichster Weise berühren, da er nur zu gut wußte, wie richtig die Befürchtungen waren, die von Ulrich Haller und Nikolaus Groß gehegt wurden. Die unbefangene Aeußerung Mendels über seinen Besuch mit Muffel zur Kirchweih in Baiersdorf bei dem markgräflichen Kastner konnte den Keim eines Verdachtes gegen ihn in den Herzen seiner Rathsfreunde gelegt haben, den das Benehmen des Markgrafen gegen den Rath von Nürnberg in den letzten Wochen nur allzusehr unterstützte.

Nikolaus Muffel war, wie fast alle Lebemänner, ein überaus gutmüthiger Mann, der, wie man zu sagen pflegt, Niemandem etwas abschlagen konnte, und überdies,

trotz seiner Klugheit und Tüchtigkeit in seinem Amte, ein allzugroßes Vertrauen auf andere setzte. Seine Lebsucht mochte auch seine Vermögensverhältnisse zerrüttet, oder ihn wenigstens in mancherlei Verlegenheiten gestürzt haben, (so wird u. a. von ihm gesagt, daß er von der Meßnerin im neuen Spital, die eine fromme Frau, aber auch eine Pfandleiherin war und Wucher trieb, 200 Gulden geliehen hatte); wir finden es daher erklärlich, daß er mit dem markgräflichen Amtmann zu Baiersdorf, der ihn oft zu Gastereien einlud und beschenkte, in freundschaftlichem Benehmen stand.

Die Chroniken *) nennen Muffel einen „frommen, einfältigen Herrn, der ganz und gar keinen Argwohn auf den Markgrafen hatte und weniger zu mehrbemeldetem Amtmann sich eines Bösen versah, alldieweilen er je und allezeit vertrauliche Correspondenz mit ihme gepflogen, und zum öftern, ja fast täglich mit Wildpret und andern Sachen reichlich beschenket wurde." —

Dieser Amtmann richtete denn nun auch einmal bei einer Gelegenheit, wo er den obersten Losunger von Nürnberg als Gast bei sich sah, die Bitte an denselben, er möge ihm doch einmal die zwei Kaufbriefe über das verkaufte Burggrafthum und die Wälder mitbringen und lesen lassen, natürlich unter der Versicherung größter Verschwiegenheit. Muffel versprach ihm dies nach einigem Zögern, und der Amtmann, der das Eisen schmie-

*) Siehe auch Roth's Verzeichniß aller Genannten des größeren Raths. Seite 26.

den wollte, dieweil es warm war, begab sich bald darauf selbst nach Nürnberg, lud den Herrn Muffel mit seiner ganzen Familie zum Kirchweihfest in Baiersdorf ein, bat ihn aber wiederholt inständigst, doch ja bei dieser Gelegenheit die zwei Kaufbriefe mitzunehmen.

Der gute Muffel hatte kein Arg, steckte die aus der Losungstube genommenen zwei Kaufbriefe zu sich, und fuhr mit den Seinen wohlgemuth auf die Kirchweih nach Baiersdorf. Da ging es denn nun gar hoch her, so daß der Amtmann keine Zeit fand, die Briefe sogleich zu lesen, umsoweniger, als noch andere Gäste, und darunter besonders markgräfliche Edelleute, zu Tische waren. Er vertröstete daher seinen Freund Muffel auf den Abend, hatte aber nichts Eiligeres zu thun, als die beiden Briefe auf der Stelle durch einen Reitenden nach Ansbach an den Markgrafen zu schicken. Dieser sandte ihm sogleich den Befehl zu, er möge dem Losunger tüchtig zutrinken und ihn zu längerem Bleiben überreden, während die Briefe in der markgräflichen Kanzlei abgeschrieben würden. Am andern Tage aber wolle er ihm die Briefe nach Baiersdorf zurückschicken, daß er sie dem Muffel wieder übergeben könne.

Der Amtmann verfuhr nach der Weisung seines Herrn. Ein reiches Abendmahl, bei dem der Wein nicht gespart wurde, hielt die Gesellschaft bis in die späte Nacht versammelt, sodaß an eine Heimfahrt nicht mehr gedacht werden konnte. „Als aber andern Tages (so erzählt die Chronik) der gute Muffel wieder bey Zeiten aufseyn und nacher Hauß fahren wollte, wurde er abermals

mit Essen und Trinken aufgehalten und mit den Seinigen stattlich traktiret, unterdessen aber der Kauffbrief von Onolzbach wieder nach Baiersdorf geschicket, die dann denen Originalibus, nemlich der Herren von Nürnberg Briefen, so der Muffel mit hinausgebracht, und dem Amtmann in Verwahrung geben, also gleichförmig geschrieben worden, daß man in aller Form und Gestalt der Schrift nach, fast keinen Unterschied finden können, hat also der Markgraf die rechte Originalia selbsten in Händen behalten, die überschickte Abschriften aber, so doch als wann's die Originalia wären überschicket worden, so viel den Kauf selbsten und die Gerechtigkeiten belanget, im Contexte verfälschen lassen."

Mit diesen falschen Briefen fuhr Herr Nikolaus Muffel, den der Amtmann noch so lange aufzuhalten und mit köstlicher Bewirthung bei guter Laune zu erhalten gewußt hatte, daß er nicht mehr Zeit fand, die ihm wieder überlieferten Briefe vor der Heimfahrt genau anzusehen, nach Hause.

Wer aber ermißt seinen Schrecken, als er sie wieder in die Losungstube zurückbringen wollte, und bei näherer Durchsicht gewahr wurde, daß er falsche Briefe mit falschem Siegel zurückbekommen hatte. Wol tröstete er sich mit der Hoffnung, daß nach den Briefen in seinem Leben nicht mehr gefragt werden und die Sache daher nicht zu Tage kommen würde, als aber nur zu bald sich allerlei Anzeigen ergaben, wie der Markgraf darauf sinne, neue Händel mit der Stadt anzufangen, hatte Muffel keine ruhige Stunde mehr. Dazu

kam noch der Verlust des Amulets, an dessen Besitz er sein Glück gebunden wähnte, und die immermehr hervortretende, kaum mehr zu verbergende Zerrüttung seiner Vermögensumstände. So trat der oberste Losunger der Reichsstadt Nürnberg mit den trübsten Ahnungen in das Jahr 1469.

Die Anzeigen, daß der Markgraf etwas gegen die Stadt im Felde führe, mehrten sich fast täglich. Wenn man auch die häufig einlaufenden Meldungen der Nürnbergischen Pfleger über Feindseligkeiten, welche die markgräflichen Amtleute und Kastner gegen Nürnbergische Unterthanen im Gebiete der Reichsstadt verübten, nicht als Beweise dafür hätte nehmen wollen, so mußte doch die Befürchtung zur Gewißheit werden, als Briefe des Markgrafen an den Rath der Stadt einliefen, in denen ganz unumwunden die käuflichen Erwerbungen der Stadt, über welche jene Briefe ausgefertigt wurden, als nicht zu Recht bestehend bezeichnet waren und sogar deren Zurückgabe an den Markgrafen verlangt wurde.

Herr Muffel, obgleich er sich nur zu wohl bewußt war, daß eine Entdeckung der verbrecherischen Schwachheit, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, nicht verhindert werden könnte, suchte dieselbe doch so lange als nur möglich, hinauszuschieben. Der Rath von Nürnberg pochte noch in seinem Antwortschreiben an den Markgrafen auf den Besitz der vollkommen rechtskräftigen Briefe, während die erste Magistratsperson der Stadt allein wußte, daß sich diese Briefe längst in den Händen des Erbfeindes der Stadt befanden. Als endlich

der Markgraf den letzten Trumpf ausspielte, indem er erklärte, daß er auf der Ausführung der sämmtlichen Punktationen der Kaufbriefe bestehe, war an ein längeres Verheimlichen des Geschehenen nicht zu denken.

Auf den 15. Februar des Jahres 1469 war eine große Rathsversammlung angesagt, und Herr Nikolaus Muffel war eben im Begriff in der stattlichen Amtstracht jener Zeit mit allen Zeichen seiner Würde als oberster Losunger geschmückt, sich nach dem Rathhause zu begeben, als ihm Frau Sara Hutzlerin, die Meßnersfrau der Kirche zum heiligen Geist angemeldet wurde, die ihm ein Anliegen vorzutragen hatte.

Unter andern Umständen und Verhältnissen würde der gestrenge Herr die alte Keiferin gewißlich nicht vor sich gelassen haben, zumal zu einer Stunde, wo er einer so wichtigen Versammlung vorstehen mußte, deren Ausgang er mit Bangen entgegensah. Aber es waren schon vierzehn Tage seit Mariä Lichtmeß verstrichen, und er hatte feierlich, unter Verpfändung seines Wortes, versprochen zu Lichtmeß der Meßnersfrau, die von ihr geliehenen 200 Gulden zurückzuzahlen, aber bisher dies Versprechen nicht gehalten. So mußte er sich denn entschließen, der drängenden Gläubigerin in seinem Kabinette Gehör zu geben, aus dem eine Viertelstunde später Frau Sara Hutzlerin vergnügten Angesichts hervortrat, während Herr Nikolaus Muffel bald darauf mit zu Boden gesenktem Haupte, so ernst und sinnend wie man den lebensfrohen Mann nie gesehen, durch die Dielinggasse dem Rathhause zuschritt.

Die Stunde des Beginns der Rathssitzung, die durch das Läuten eines Glöckleins verkündet wurde, hatte noch nicht geschlagen und Herr Muffel begab sich zuvor noch in sein Gemach bei der Rathskämmerei, das dicht an dem großen Rathhaussaal gelegen war, in welchen er durch ein kleines Pförtchen am östlichen Ende eintreten konnte.

Der Rath hatte sich indeß vollständig versammelt und Herr Anton Tucher, der andere Losunger, übernahm den Vorsitz, da Herr Muffel, obschon das Rathsglöcklein längst verklungen, noch nicht im Saale erschienen war. Sein Verderben lag, wie man zu sagen pflegt, in der Luft. Ohne daß sich noch ein bestimmter Verdacht gegen ihn geltend gemacht hatte, waren doch seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Amtmann von Baiersdorf, wie zu dem Markgrafen selbst, Grund genug, dem obersten Losunger in der wichtigen Angelegenheit, die heute verhandelt werden sollte, die Unparteilichkeit nicht zuzutrauen, die von dem ersten Beamten der Stadt in ihrem Interesse gefordert werden mußte.

Als Muffel endlich durch die kleine Seitenthüre eintrat, und die Herren des Rathes ihn stumm begrüßten, flogen seine Blicke rasch über die Versammlung und sein Antlitz entfärbte sich, als er den Platz des Vorsitzenden von seinem Kollegen Tucher bereits eingenommen sah.

„Wir haben Euch nicht mehr erwartet, Freund Muffel“, sprach der gutmüthige Tucher, „obgleich wir Boten nach Euch sandten, die uns meldeten, Ihr hättet

schon längst Euer Haus verlassen. Aber das Rathsglöcklein hat ausgeläutet, und so mußte ich an Euerer Stelle die Versammlung eröffnen." „Ich hatte noch Vorbereitungen für die heutige Sitzung zu treffen", entgegnete fast tonlos Muffel. „Fahrt immer fort, Ihr Herren, ich bin bereit in der Angelegenheit, die heute zur Rede kommen soll, nöthigen Aufschluß zu geben."

„Das kann uns nur erwünscht sein, Herr Muffel", tönte eine mächtige Stimme vom untern Ende der Tafel herauf; es war der Schöpf, Herr Nikolaus Groß, der schon beim Eintritt Muffels diesen mit mißtrauischen Blicken betrachtet und seither alle seine Bewegungen streng verfolgt hatte.

„Ihr wißt ja, wie uns der Markgraf neuerdings wieder an den Hals will und behauptet, wir hätten ihn übervortheilt in unsern Briefen, die er doch sattsam kennt, und mit seinem Namen und Siegel beglaubigt hat." —

„Die wir aber seitdem nicht zu Gesicht bekommen konnten", setzte heftig Herr Hans Imhof hinzu, „weil es Herrn Muffel beliebt, sie hinter Schloß und Riegel zu halten."

„Spart Euch den Zorn, Vetter Hans", entgegnete Muffel, „ich bin gekommen und bereit, wie ich schon sagte, diesen heillosen Knäuel zu entwirren, in den mich mein allzugroßes Vertrauen in die Menschen verwickelt hat. Länger mag ich den Alp nicht auf meiner Brust tragen, der mich seit Wochen peinigt. Aber ich beschwöre Euch, ihr Herren und Freunde, urtheilt nicht allzurasch

über mich, denkt meiner Vergangenheit, auf der kein Flecken haftet, meines Strebens für das Wohl der Stadt seit mehr als dreißig Jahren, denkt unserer Freundschaft, denkt der Meinen.“ —

Die Worte Muffels, die er, wenn auch mit erhobener, doch zitternder Stimme sprach, riefen eine peinliche Stille in der Versammlung hervor, denn sie verkündeten das Bewußtsein einer großen Schuld, ja sie ließen ein Geständniß ahnen, das bereits auf den Lippen eines Verbrechers schwebte.

Aber plötzlich wurde diese unheimliche Stille durch ein seltsames Klirren unterbrochen, das jedem Ohre wahrnehmbar war. Es klang, als ob Geldstücke zu Boden gefallen wären, und in der That blinkten mehrere Goldthaler auf dem Estricht des Saales. Eine Bewegung des Schreckens, die Herr Muffel nach seinem linken Arme machte, ließ noch mehrere Goldstücke aus dem Aermel seines pelzverbrämten Ueberwurfes fallen.

„Ei, ei, Herr Losunger“, unterbrach Groß die unheimliche Stille, „ihr habt einen seltsamen Verwahr für Euere Baarschaft.“ Aber indem er sich bückte und eines der zu ihm herangerollten Goldstücke vom Boden nahm, die Muffel in der Bestürzung nicht schnell genug auflesen konnte, überflogen seine Züge der Ausdruck des Entsetzens. „Geht Muffel“, raunte er dem, einem leblosen Steinbilde gleich im Saale stehenden Losunger zu, „ich will Euer Verderben nicht, Ihr wißt am besten, wer gerade diese Geldsorten erst gestern in die Stadtkasse einzahlte, ich will den Sturm zu beschwören

suchen, aber geht, bevor seine Schrecken über Euch losbrechen!" Ehe aber der willenlose Muffel sich der Thüre nahen konnte, kreuzten die Söldner auf einen Wink Tuchers die Spieße. „Es muß Euch selbst genehm sein, Herr Muffel", sprach Tucher, daß Euch Gelegenheit gegeben wird zur Aufklärung dieses Vorfalls. Bei einem gestern vorgenommenen Sturz der Losungkasse fehlte, wie ich mich selbst überzeugte, ein Sack mit tausend Goldgulden. Sie war bisher Eurer Obhut anvertraut, ich wollte Euch schonen, aber was eben vor offenem Rath geschehen, läßt nur noch die Schonung zu, die wir Eurer Amtswürde schuldig sind. Geht in Euer Gemach und harrt dort in anständiger Haft bis wir die traurigen Händel untersucht haben, in die Ihr Euch verwickelt habt." —

Die Untersuchung gegen Muffel nahm einen raschen Verlauf. Er kehrte nicht mehr in sein Haus zurück, denn als man die Briefe über den Kauf von Markgraf Albrecht genau geprüft und sie als gefälscht erkannt hatte, wurde der älteste Losunger, und zwar noch an demselben Tage, an welchem die Scene vor dem Rathe stattgefunden, in das Lochgefängniß gebracht. Seine Vermögensverhältnisse stellten sich zwar nicht so trostlos heraus, als man geglaubt hatte, denn er besaß Güter und Gründe, die einen reichen Ertrag abwarfen, und man konnte ihm wol zutrauen, daß er, wie er zu seiner Entschuldigung vorbrachte, die aus der Losungkasse genommene Summe wieder ersetzen wollte. Schwerer

aber als dieser Eingriff in die Stadtkasse wog bei seinen Richtern die Auslieferung der Kaufbriefe an den Markgrafen, wenn auch dieses Vergehen bei der Untersuchung und im Urtheile nicht in erste Reihe gestellt wurde.

Im Volke erweckte das traurige Schicksal Muffels, obgleich er durch seine Herzensgüte und Leutseligkeit sehr populär geworden war, nur das zufriedenstellende Gefühl, daß vor dem Gesetze der Höchste und der Niederste gleich sei, und von diesem, und der ihm beigebrachten Ueberzeugung geleitet, daß Muffel „die Stadt habe verrathen wollen“, bedachte es nicht, daß er wol auch den Umtrieben einer ihm feindlichen Partei im Rathe zum Opfer gefallen sein könnte, wozu das ungewöhnlich rasche Verfahren einige Anhaltspunkte geben dürfte, denn die Geschichte mit den Briefen ist in allen Chroniknachrichten sehr unklar.

Auf der Folter soll Muffel ein vollständiges Geständniß abgelegt haben, das er später, als durch unerträgliche Martern erzwungen, widerrief, aber die beiden Schöpfen Nikolaus Groß und Hans Imhof sagten auf ihren Eid aus, er habe freiwillig, „ehe man ihn mit den Martern angegriffen“ Alles bekannt, was ihm zur Last gelegt worden war.

Wegen der Händel mit dem Markgrafen soll sich der Rath an Kaiser Friedrich III. gewendet haben, worauf er den gnädigen Bescheid erhalten: „Wäre der Hehler nicht, so wäre der Stehler nicht, darauf auch Ihro Kayserl. Majestät dem Markgrafen auferlegt, daß Er denen von Nürnberg ihre Kaufbriefe wieder zustel-

len, und Sie bey ihrer alten Gerechtigkeit verbleiben lassen, die von Nürnberg dagegen demselben 10,000 fl. auszahlen solten, inmassen auch beschehen ist, und hat anbey der Kaiser denen von Nürnberg die Vollmacht gegeben, mit Ihme, Muffeln, gerichtlich und also zu procediren, als Urtheil und Recht ausweiset."

So wurde denn der älteste Losunger der Reichsstadt Nürnberg zum Tode durch den Strang verurtheilt und dieser Spruch schon am 28. Februar 1469, dreizehn Tage nach seiner Gefangennehmung, trotz der vielen Fürbitten, die von allen Seiten, selbst vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg und von dessen Gemahlin für ihn eingebracht wurden, an ihm vollzogen.

Sein Leichnam mußte, nach dem strengen Gesetze jener Zeit, drei Tage lang, unter Bewachung von Stadtknechten, am Galgen hängen bleiben, erst dann wurde seinen Angehörigen erlaubt, ihn nach seinem Gut Eschenau, dem Herrensitz der Muffel, zu bringen, von wo er später in die Stadt zurückkam, und auf St. Sebalds-Kirchhof begraben wurde.

Am Tage der Hinrichtung Muffels fand man die Meßnerin an der Kirche zum heiligen Geist, Frau Sara Hutzlerin, auf dem Boden ihres Hauses erhängt. Ob aus Gewissensbissen, daß sie ihren Schuldner Muffel durch ihre Wucherei wahrscheinlich dazu verleitet hatte, Geld aus der Stadtkasse zu entnehmen, oder weil ihr bange war, ihr geliehenes Geld nicht wieder zu erhalten, sagt die Chronik nicht, wol aber, daß sie „eine große Gleißnerin" war.

Das Weiherfischen bei Pillenreuth.

Unter die unversöhnlichsten Feinde Nürnbergs und anderer Reichsstädte gehörte der Markgraf Albrecht von Brandenburg, mit dem Beinamen „Achilles", der ihm wegen seiner kriegerischen Eigenschaften von der Schmeichelsucht seiner Biographen beigelegt wurde. Die Ursache zu einem Kriege mit Nürnberg gab ihm, daß der Rath der Stadt den Ritter Conrad von Heideck, den er als seinen Unterthanen betrachtete, in Dienst genommen hatte. Es entstanden darüber langwierige Verhandlungen, bei welchen viele Reichsstände zu vermitteln suchten. An der Streitsucht des Markgrafen scheiterten indeß alle Bemühungen ein friedliches Abkommen herbeizuführen, und der Markgraf sandte am 29. Juni 1449 einen Fehdebrief an die Stadt Nürnberg ab, der in einer alle Sitte verspottenden Weise übergeben wurde, worauf indeß der Rath, männlich und ehrenhaft, und ohne Verletzung der seinem fürstlichen Gegner gebührenden äußerlichen Achtungsbezeugungen antwortete. Dies hinderte aber durchaus nicht, daß der Ueberbringer des Antwortschreibens, in dem sich der Rath auf den rechtlichen Standpunkt der Nothwehr stellte, von markgräflicher Seite mißhandelt und beraubt wurde.

Der Markgraf hatte eine große Anzahl Fürsten, Grafen, Ritter und Städte zu Bundesgenossen, während Nürnberg so geringe Unterstützung fand, daß es fast ganz allein auf seine eigene Kraft angewiesen war.

Da begann nun, zuerst von markgräflicher Seite, der kleine Krieg, der durch gegenseitiges Morden, Brennen und Rauben der Umgebung der Stadt und dem Gebiete des Markgrafen unsägliches Unheil brachte.

Es ist nicht unsere Aufgabe, diesen Greuelscenen in allen ihren Einzelheiten zu folgen, sondern eine Episode aus dem Kampfe Nürnbergs mit dem Markgrafen zu erzählen, bei welcher sich die Sage wieder mit der Geschichte vermischt.

Am 11. März 1450, dem Tage des heil. Gregorius, war die gute Stadt Nürnberg in größter Aufregung. Es war eine spöttische Botschaft des Markgrafen eingetroffen, daß er bei dem Nürnbergischen Frauenkloster Pillenreuth, zwei Stunden von der Stadt, sein Lager aufgeschlagen habe, und die dortigen Weiher fischen wolle, die Nürnberger möchten nur kommen und ihm die Fische essen helfen. Die Herren von Nürnberg waren nicht gewillt, diesen Spott gutmüthig hinzunehmen, sondern beschlossen, die Einladung anzunehmen und dem übermüthigen Markgrafen mit Heeresmacht entgegen zu ziehen. Die Stadt hatte zwei kriegserfahrene Ritter, Heinrich Reuß von Plauen und Kunz von Kaufungen, denselben, der spätern durch den von ihm verübten sächsischen Prinzenraub eine so traurige Berühmtheit erlangte, zu ihren Heerführern bestellt, und diese führ-

ten nun die Nürnbergische Kriegsmacht, 2000 zu Fuß und 800 Reiter, theils aus geworbenen Knechten, theils aus Bürgern bestehend, dem Feind entgegen. Die Jugend des Patriziats war bei der Reiterei vertreten, die der Bürgerschaft beim Fußvolk, besonders bei den Schützen, welche die von Kunz von Kaufungen befehligte Vorhut bildeten. Das Panier der Stadt trug der kaiserliche Schultheiß, Ritter Wernher von Parsberg. Erhard Schürstab führte das Fußvolk und Reuß von Plauen den Oberbefehl. Das Feldgeschrei war „Nürnberg“ und die Losung „Unsere liebe Frau“. — Der Plan des Markgrafen ging dahin, die vordringende Reiterschaar der Nürnberger, der er eine gleiche Anzahl entgegensetzen konnte, mit aller Kraft anzugreifen und zurückzuschlagen, um, wie er voraussetzte, durch ihren Rückprall das im zweiten Treffen folgende Fußvolk in Unordnung zu bringen. Die Nürnberger Reiterei trieb aber die Markgräflichen zurück und Kunz von Kaufungen ging mit den Büchsenschützen auf beiden Flanken vor. Er wurde zwar durch die Reiterei des Feindes gezwungen, sich zurückzuziehen, erhielt aber bald Verstärkung und drang neuerdings in den Feind, der auf ein, für den Angriff der Reiterei günstigeres Terrain gelockt, besiegt wurde, ehe der Kern der Nürnberger Kriegsmacht, das gutgeschulte Fußvolk, auf der Wahlstatt erschien. Zu dieser Niederlage der Markgräflichen, die einen so hohen Grad erreicht hatte, daß viele Todte das Schlachtfeld bedeckten und, nach Müllners Angabe allein 80 Ritter von den Nürnbergischen gefangen genommen wurden, trug

wol viel die verächtliche Geringschätzung des ihm sogar an Zahl überlegenen Feindes bei, die den Markgrafen und seine Verbündeten den hochfürstlichen Spaß mit dem Weiherfischen machen ließ. Er war seiner Sache so gewiß, daß er eine Anzahl Wägen mit Fischbehältern mitführte, um die Beute darin wegbringen zu können, aber das Fischfangen war diesmal an den Nürnbergern. Sie brachten außer den vielen Edlen noch 172 Knechte, auch 200 Panzer, mehrere Geschütze und drei Fahnen oder Paniere von diesem Fischzuge mit heim, ja sie hätten beinahe den größten Hecht, den Markgrafen selber gefangen. Wie uns die Sage erzählt, gerieth der Markgraf, der sich vergebens bemühte die regellose Flucht seiner Schaaren zu hemmen und das Gefecht wieder zum Stehen zu bringen, in die Gewalt des Nürnbergischen Söldnerhauptmanns Kunz von Kaufungen, der den, ganz von den Seinen abgekommenen Fürsten, trotz des geschlossenen Visirs und der unscheinbaren Rüstung erkannte und ihm nachjagte, bis auf einer einsamen Waldfläche das Pferd des Markgrafen zusammenstürzte, daß sein Reiter in den Sand flog. Ritter Kunz rief dem schwergepanzerten, von der Wucht des Sturzes betäubten und zum Widerstand unfähigen Markgrafen zu: „Ergebt Euch edler Herr! Die Nürnberger werden Euch mit großen Freuden empfangen und gut Quartier für Euch bestellen!“ —

„Glaubs wol“, entgegnete der Markgraf, „aber mich lüstets nicht, ihr Gast zu sein, und zu Dir Kunz, glaube ich mich versehen zu dürfen, daß Du einen Für-

sten des Reichs nicht in die Hände dieser Städter liefern wirst.“ — „Ich steh in Dienst und Sold derer von Nürnberg, Herr Markgraf“, sprach der Ritter, „und hab geschworen ihnen zu dienen als ihr Feldhauptmann treu und redlich, wie soll ich also gegen meine Herren handeln?“ „Sieh zu, daß sie Dirs danken, Kunz“, erwiderte der Markgraf, „meine Bundesgenossen und Freunde werden nicht rasten, bis sie mich den Klauen dieser Nürnberger wieder entrissen haben und sollte kein Stein in ihrem Nest auf dem andern bleiben. Dein Kahlenberg möchte dann wol noch kahler werden, als es sein muß, weil Du Dich den Pfeffersäcken mit Leib und Seel verschreibst, statt einem fürstlichen Herrn zu dienen als ein ehrlicher Dienstmann.“

Auf den Ritter von Kaufungen blieben diese Worte des Markgrafen nicht ohne Eindruck. Er fühlte die Wahrheit, die in ihnen lag, denn Albrechts zahlreichen Bundesgenossen, die seine Gefangennehmung unfehlbar rächen würden, konnte die Stadt auf die Länge doch nicht widerstehen, und es dünkte ihm klug, sich den Markgrafen für alle Fälle verbindlich zu machen. „Hab' wenig Gunst bisher verspürt vom Fürstendienst, Herr Markgraf“, meinte er, „doch will ichs versuchen, meine Pflicht gegen Nürnberg damit zu vereinen, daß ich Euch gefällig bin, hoffend, Ihr werdet es wol erkennen und mir vergelten, falls ich in Noth kommen sollte.“ „Das sei Dir feierlich zugesagt“, erwiderte Albrecht Achilles, „und nun laß mich deines Knechtes Roß besteigen und gehab Dich wol, bis mir Gelegenheit wird, Dir nach

Gebühr zu lohnen!" Noch eins zuvor, Herr Markgraf", sprach der Ritter, „nur, so Ihr mir Euer fürstlich Ehrenwort gebet, daß Ihr Euch allenthalben als mein Gefangener stellen wollt, wohin ich Euch bescheide, sollt Ihr auf meines Jürgen Roß frei davon reiten." Der Markgraf zog den rechten Eisenhandschuh ab, und indem er drei Finger auf das Kreuz seines Schwertgriffes legte, sprach er feierlich: „Dem Ritter Kunz von Kaufungen auf Kahlenberg wird Markgraf Albrecht auf sein Geheiß sich stellen allüberall, darauf mein fürstlich Wort, doch seiner Ritterehre vertrau ich, daß er mich sichern wird gegen jegliche Unbill, die man an mir verüben wollte."

So war der Pakt geschlossen, der den Ritter von Kaufungen zum Schelm und Verräther an der Stadt Nürnberg machte, die seinem ihr geleisteten Eid der Treue vertraute. Jörg, des Ritters alter Knecht, der gewohnt war, den Befehlen seines Herrn blindlings zu gehorchen, überließ sein Pferd dem Markgrafen, der es rasch bestieg und seinem zerstreuten Haufen in der Richtung gegen Schwabach nachjagte.

Als am Abend des für die Nürnberger so glorreichen Tages die erbeuteten Paniere der Markgräflichen aus den Fenstern das Rathhauses flatterten, und das Volk sich siegestrunken in den Straßen herumtrieb und in den Schenken das Weiherfischen von Pillenreuth in seinen Einzelnheiten besprach, wie sie eben die zurückgekehrten Helden des Tages geschildert, als man der

langen Reihe edler Herren gedachte, die als Gefangene durch das Frauenthor hereingebracht wurden, von deren Helmen so mancher stolze Federschmuck, von Schwerthieben zerfetzt herunterhing, schlich schon das Gerücht einher, daß der Markgraf sich selbst unter den Gefangenen befunden habe, aber wieder entkommen sei. Während dagegen einige behaupteten, er sei auf ein Schloß außerhalb der Stadt gebracht worden, schwuren andere darauf, er sitze als gemeiner Knecht verkleidet hinter Schloß und Riegel auf dem Luginsland und wolle sich nicht zu erkennen geben. Der einzige unter dem lärmenden Haufen in der Schenke zum „Weinstöcklein“, der den wahren Hergang der Gefangennehmung des Markgrafen kannte, Jörg, erzählte mit gut gespielter Rührung, daß ihm sein treuer Rapp durch die Kugel eines markgräflichen Büchsenschützen unterm Leibe getödtet worden sei, und daß er, unter ihm liegend, die wilde Flucht der Markgräflichen gen Schwabach an sich habe vorüberziehen sehen; da habe er auch den Markgrafen an seinem großen wallenden schwarzweißen Helmbusch erkannt, wie er mit dem Bayernherzog Heinrich davon geritten. Es sei also eitel Wind und Trug, wenn man sage, der Markgraf wäre gefangen genommen worden. Dagegen meinten aber andere, das sei ganz nahe an den Thoren von Schwabach geschehen, bis wohin die siegeslustigen Nürnberger die Feinde verfolgt hatten, doch da keiner etwas Gewisses und Sicheres vorbringen konnte, so verstummte das Gerede allmälig, bis kurze Zeit darauf die Nürnberger, und die

mit ihnen verbündeten Reisigen von Ulm und anderen schwäbischen Städten, bei Aurach von dem Markgrafen überfallen wurden, und die Ueberzeugung erhielten, daß er sich in Freiheit und im Besitz einer ansehnlichen Kriegsmacht befinde.

Fünf Jahre später erhielt das Gerücht von jener Gefangennehmung des Markgrafen neue Nahrung, als die fahrenden Sänger, die Deutschland durchzogen, auf den Messen und Jahrmärkten die Geschichte von dem verwegenen Räuber der sächsischen Prinzen zu Altenburg zur Laute sangen und fliegende Blätter mit der wahrhaftigen Erzählung dieser Begebenheit verkauften. Dieser Räuber war aber Niemand anders als der ehemalige Nürnberger Feldhauptmann Herr Kunz von Kaufungen, der, als er am 14. Juni 1455 zu Freiberg im Erzgebirge sammt seinem Knechte Jörg hingerichtet wurde, laut ausgerufen haben soll: „Das hab ich an denen von Nürnberg verdient, dieweil ich ihren Feind den Markgrafen gegen Eid und Gewissen habe ziehen lassen. Solches möge mir Gott verzeihen!“

Obgleich diese Sage selbst von Chronisten und Schriftstellern erzählt wird, die im Solde der Markgrafen standen und zu ihren Gunsten schrieben, wird sie doch andrerseits als keineswegs verbürgt angeführt.

Ueber diesen Krieg des Markgrafen Albrecht Achilles gegen Nürnberg, den man als den ersten Markgrafenkrieg bezeichnet, ist ein Gedicht von dem Nürn-

berger Dichter Hans Rosenpluet, genannt der Schnepperer, vorhanden, der in der kräftigen Sprache seiner Zeit die schmähliche Niederlage des Markgrafen schildert, und in besonders spöttischer Weise seiner fürstlichen Bundesgenossen gedenkt, die der Dichter als zwei und zwanzig Wölfe bezeichnet, welche um den Pferch liefen und die Schäflein darin raufen wollten. —

Die Kirchweih zu Affalterbach.

Zwei und fünfzig Jahre später hatte Nürnberg einen Strauß mit dem Markgrafen Casimir von Brandenburg, der für die Stadt einen traurigen Ausgang nahm. Die Streitigkeiten mit den Markgrafen nahmen kein Ende, und wenn sie selbst nicht mit der Stadt in Fehde lagen, hetzten sie andere auf, ihr abzusagen und in ihrem Gebiete zu sengen und zu brennen. Da vergalten endlich die Nürnberger Gleiches mit Gleichem und es begann ein gegenseitiges Morden und Verwüsten, daß man sich bald auch gegenseitig nach Frieden sehnte, zu dessen Abschluß ein Tag in Erfurt bestimmt wurde. Ehe aber das Friedenswerk zum Abschluß kam, sollte die Stadt Nürnberg noch ein schwerer Schicksalsschlag treffen. Unter die vielen Zänkereien, welche die Stadt mit dem Markgrafen hatte, gehörte auch die über den sogenannten „Kirchweihschutz“ in dem, bei Burgthann am linken Schwarzachufer gelegenen ehemaligen Weiler Affalterbach, von dem gegenwärtig keine Spur mehr zu finden ist. — Ihr seit alten Zeiten ausgeübtes Recht, den kleinen Jahrmarkt polizeilich zu überwachen und zu schützen, der am Sonntag vor oder nach St. Vitus, wo in der Kapelle bei Affalterbach Gottesdienst stattfand, ge-

halten wurde, und wozu viele Leute aus der Umgegend herbeiströmten, machte ihr der Markgraf streitig, und obgleich in Erfurt über den Frieden verhandelt wurde, hatten die Nürnberger Herren gegründete Ursache, sich von dem streitsüchtigen jungen Markgrafen Casimir nichts Guten zu versehen. Während man sich daher in früheren Jahren darauf beschränkte, den städtischen Gerichtspersonen zur Unterstützung der Protestation gegen die allenfallsigen Einsprüche von markgräflicher Seite wenige bewaffnete Mannschaft beizugeben, rüstete man diesmal 2000 Söldner mit entsprechender Geschützzahl zum Zuge nach Affalterbach aus. Ueberdies wurde zum Schutze der Stadt die junge Bürgerschaft aufgeboten und Ulman Stromer mit ihrer Führung betraut.

Hier greift nun wieder die Sage in die Geschichte ein. Sie erzählt uns nämlich, der Rath der Stadt habe dem Markgrafen als Gegencompliment zur Fischpartie bei Pillenreuth die verhöhnende Einladung zukommen lassen, bei dem Kirchweihbrei zu Affalterbach sein Gast zu sein. Götz von Berlichingen, der im markgräflichen Heere diente*), erzählt in seiner Lebensbeschreibung, man habe sich „gegenseitig auf die Kirchweih geladen, wobei wir uns denken können, in welchem Sinn der edle Ritter dies gemeint haben mag. Wenn irgend eine Ein-

*) Er sagt in seiner Lebensbeschreibung: „Vnnd wie nun der früeling wider herging, fing sich die Handlung mit dem Marggrauen vnnd denen von Nürnberg ann, da ließ ich mich brauchen und Riett zum Marggrauen mit vier Pferden, ohne alle Besoldung, denn er hat mich von Knabenweiß vferzogen“ 2c.

ladung dieser Art erfolgt ist, so dürfte es wahrscheinlicher sein, daß sie vom Markgrafen ausging, als von Seite Nürnbergs, das wahrlich keine Ursache zum Uebermuthe hatte und nur sein gutes Recht zu wahren suchte. —

In dieser Absicht rüsteten sich die Nürnberger am 18. Juni 1502 zum Auszug nach Affalterbach. Aber ein schweres Unglück, das sich noch vor ihrem Abmarsch ereignete, konnte als schlimme Vorbedeutung für den Ausgang des Unternehmens gelten. Als nämlich vor dem Zeughause die Munition ausgetheilt wurde, erfolgte durch einen unglücklichen Zufall eine Explosion, welche vielen der Ausziehenden und Neugierigen das Leben kostete, und starke Verwüstungen an den umliegenden Häusern verursachte. —

Die Nürnberger zogen nach Affalterbach, ohne auf einen Feind zu stoßen, was seinen Grund darin hatte, daß Markgraf Casimir in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni von Schwabach aus mit einem dreimal stärkeren Heere geradezu auf Nürnberg marschirte und seine Anwesenheit durch Plünderung der nächsten Ortschaften kundgab. Auf die Nachricht hievon erhielt Ulman Stromer den Befehl, diesen Verwüstungen Einhalt zu thun, sich jedoch auf kein ernstliches Gefecht einzulassen. Stromer, ein kühner wackerer Kriegsmann, stieß bei St. Peter auf den Feind und trieb ihn, unterstützt vom Geschützfeuer von den Thürmen der Stadt, in den Wald zurück. Die Siegeslust verführte den Nürnberger Kriegshauptmann trotz der erhaltenen Instruktion, die Markgräf-

lichen zu verfolgen; er gerieth in einen Hinterhalt, so daß er sich wieder auf das offene Feld zurückziehen mußte, wo er von den überlegenen Schaaren des Markgrafen hart bedrängt wurde, aber dennoch war es ihm gelungen, mit seinen tapferen Bürgern den Feind abermals zurückzudrängen, als der Markgraf mit seinen Reitern heranstürmte und die Nürnberger hinter ihre Wagenburg zurücktrieb, die sie im entscheidenden Momente nicht zu schließen vermochten, da der Ritter Götz den ersten Fuhrknecht vom Pferde stach und den Markgräflichen die Bahn in das Innere der Wagenburg öffnete. Obgleich in diesem Augenblicke des regellosesten Kampfes, wo der Einzelne im Handgemenge mit dem Gegner lag, die nach Affalterbach gezogene Schaar zurückkehrte, war dennoch die heiße Schlacht für Nürnberg verloren, denn die vom langen Marsch und ungewissen Hin- und Herziehen Ermüdeten konnten dem überlegenen, siegesmuthigen Feind nicht Stand halten und so kam es endlich zu einer allgemeinen Flucht gegen die Thore der Stadt, die, weil man die eigenen Kämpfer anfänglich für den Feind hielt, geschlossen blieben, wodurch noch dicht vor der Stadt großer Verlust an Menschen, besonders aus der Bürgerschaft, herbeigeführt wurde.

Ueber die Tapferkeit der Nürnberger kann kein Zweifel bestehen, denn Götz von Berlichingen selbst gibt ihnen dafür ein glänzendes Zeugniß, wenn er in seiner Erzählung der Schlacht sagt: „Da waren aber die von Nurnberg ann vnnß mit geschüz vnnd der Wagenburg,

vnnd liesen es dermaßen daher gehen, daz vnnß zum Theil die weil nit kurz war, dann eß kan nit ein jeglicher das gebolder leiden. Deß Marggrauen Landvolckh flohe alles vonn vnnß hinweg, biß allein daz Kizinger fendlein, daz blieb bey vnnß vnnd dreyhundert Landsknecht, auch dreihundert Schweizer sambt denn Reißigen, mit welchen wir zogen den Feinden entgegen, vnnd gieng ihr geschüz dermaßen an, daß man denn Hauffen vor dem rauch nit wol sehen kund. Vnnd alß wir nun schier zu ihrer Wagenburg khammen, wollten sie dieselbige beschließen, daz dann auch nit viel gefelt hätte, vnnd waren warlich die fueerleuth nit ungeschickht, sondern hurtig mit, do daucht mich mein Herz im leib sagt mir's, vnnd daß es mir Gott in sinn gab, so wollt eß auch meines verstandes die notturfft erfordern, daß ich dem fördersten Fuhrmann von dem Gaull herabstach, dez that ich nun darumb, damit der wagen nit weitters kommen könde; vnnd daß die andern auch still halten mußten, vnnd behielt ich dieselbig lückhen ohne geheiß und beuelch meines Hauptmanns oder anderer mit Gottes gnad vnnd hilff jnnen, daß sie die Wagenburg nit gar schließen konden, vnnd war also mein verhinderung vnser gröster vortheil, denn wir hatten, vnnd ist ohne allen Zweiffel nit vndienstlich zu vnserm Sieg vnnd glückh gewesen, dann ich sonst nit weiß wie es zugangen sein möcht." —

Die Stadt trauerte um den Verlust vieler Bürger, deren an dreihundert, dicht vor den Thoren der Stadt erst, ein Opfer des nachdrängenden Feindes und des

Irrthums der Ihrigen wurden; unter den Helden des blutigen Tages nennen die Chroniken den Pannerträger der nach Affalterbach ausgezogenen Schaar, Peter Schmidt aus Donauwörth, der schon schwer verwundet die Seide von der Stange riß und in den Mund nahm, bis er der Uebermacht im Tode erlag. Außer dem Verlust an Streitern gingen den Nürnbergern auch 6 Feldschlangen, ein Panier und 6 Handwerksfahnen verloren. Aber auch der Markgraf war so geschwächt, daß die Nürnberger noch viele Gefangene von seinen ziemlich unordentlich gen Schwabach zurückziehenden Haufen machten. Er hatte gegen 700 Todte verloren, und an 300 Gefangene wurden in Nürnberg eingebracht, von denen leider 72 vom Volke gemordet wurden, das durch den Tod so vieler Bürger zur wildesten Rachsucht gereizt worden war, die sich in dieser Unmenschlichkeit Luft machte.

So endete die Kirchweih zu Affalterbach im Jahre 1502, aber noch zweihundert Jahre später war der Streit um den Kirchweihschutz daselbst zwischen Nürnberg und dem Markgrafen nicht erloschen, und wenn man sich auch nicht mehr deshalb bekriegte, so fehlte es doch nicht an Brutalitäten und Plackereien, die von Seite der markgräflichen Amtleute gegen die Nürnberger Stadtdiener und Unterthanen bei dieser Gelegenheit ausgeübt wurden.

Das Lochgefängniß.

Das in der Erzählung von dem unglücklichen Ende des obersten Losungers in Nürnberg, Nikolaus Muffel, erwähnte Lochgefängniß befand sich schon in den unterirdischen Räumen des älteren Rathhauses, d. h. des zweiten, welches vor dem jetzigen bestand. Früher soll das Rathhaus in Nürnberg, nach einigen an der Ecke des Weinmarktes (S. Nr. 75 alte Nummer), nach anderen am Tuchgäßlein, an der Stelle des v. Harsdorferschen Hauses (S. Nr. 25) gestanden haben.

Jenes zweite Rathhaus, von Phil. Groß 1332 bis 1340 erbaut und von Hans Behaim dem älteren 1521 und 1522 erweitert, stand an demselben Platze wie das jetzige, war aber viel kleiner; daran stieß das aus zwei Häusern bestehende alte „Umgeld" *) und an dieses reih-

*) Städtische Auflage. Eine Chroniknachricht sagt: „Anno 1397 kombt das Vmbgeld auf, man gab von einem Fuder Wein zwei Gulden. Das bracht ein Visirer auf, hieß Bredinger Was er aber für einen Dank dafür bekommen, darf er mit mir nit theilen, denn er war hernach zu todtgeschlagen." Später kam das Umgeld in ein Haus hinter dem Rathhaus, der jetzigen Stadtpost gegenüber, das in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts abgetragen wurde, wodurch der freie Platz entstand.

ten sich Hans Boschens und Felix Schallers Häuser, welche beide, der Rath im Jahr 1616 ankaufte und das Rathhaus in seiner jetzigen Gestalt durch Eucharius Holzschuher erbauen ließ. Der Ausbruch des furchtbaren, drangsalreichen dreißigjährigen Krieges verhinderte den völligen Ausbau nach der Anlage des Planes und heute noch steht der hintere Theil des alten Baues, der reich an architektonischen Schönheiten ist.

Wie in den meisten Städten und Burgen wurden auch in Nürnberg unterirdische Gänge angelegt, die vom Rathhaus ausgingen und nach dem allgemeinen Volksglauben stundenweit über die Stadt hinausführten. Die Unsicherheit der damaligen Zeit, die Furcht vor Ueberfällen in den fast unaufhörlichen Fehden und Kriegen, wol aber auch vor Aufständen im Innern der Stadt selbst, ließen solche geheime Ausgänge als nothwendig erscheinen und da die unterirdischen Gewölbe des Rathhauses schon in den frühesten Zeiten zum Aufbewahrungsort schwerer Verbrecher dienten, die, wie bereits erzählt, daselbst zur Erzielung eines Geständnisses gefoltert wurden, schmückte sie die Phantasie des Volkes mit grausenerregenden Sagen aus. Noch heute geht mancher mit geheimem Schauer am sogenannten Fröschthurm vorüber, unter dem das „heimliche Gericht" *)

*) Von diesem „heimlichen Gericht" gibt eine Chronik folgende, völlig vereinzelte Nachricht: „Anno 1533 ist die eiserne Jungfrau für die Malefikanten an der Fröschthurm-Mauer gegen die 7 Zeilen aufgerichtet worden, so man öffentlich zu justifiziren angestanden, und das heißt man die armen Sünder nach

sich befunden haben soll und entsetzt sich ob der fürchterlichen Marterwerkzeuge, welche die barbarische Rechtspflege der alten Zeit erfunden und in Anwendung bringen ließ. In der „kleinen Chronik der Reichsstadt Nürnberg“ (Nürnberg, v. Ebnersche Buchhdlg.) findet sich Seite 315 die Notiz, daß im Jahr 1767 (?) eine Frau und ein Fräulein aus erbarem Geschlecht im „heimlichen Gericht“ sollen gerichtet worden sein. Die sogenannten Malefizbücher wimmeln von haarsträubenden Executionen. Hängen und Köpfen galten noch für einfache Strafen, Verbrennen, Rädern, in Oel sieden, Ertränken und Lebendigbegraben kam aber auch und zwar für besondere Fälle häufig genug vor. So wurden alle unnatürlichen Verbrechen und die Falschmünzerei mit dem Feuertode geahndet, Kindsmörderinnen wurden ertränkt, Kirchenräuber und Mörder gerädert; auf Unzucht und Bigamie stand das Schwert, Diebe und Betrüger verfielen dem Galgen. Es muß wol auch gesagt werden, daß die sogenannte gute alte Zeit reich an Gräuelthaten war, die aber durch die Strenge und Grausamkeit, mit der sie bestraft wurden, keine Minderung erfuhren. Ferner hatte

---

Fischen schicken, denn darinnen ein eisern Bildniß 7 Schuh hoch, welches beide Arme gegen den Malefikanten ausbreitet. Sobald der Henker den Tritt berührt, so haut es mit breiten Hand-Säbeln ihn zu kleinen Stücken, welche Stück die Fisch in verborgenen Wassern (?) verschlucken.“ — Ein Exemplar einer solchen Hinrichtungsmaschine hat Herr Antiquitätenhändler Geuder im Fröschthurm nebst andern interessanten Marterwerkzeugen zur Besichtigung aufgestellt.

die alte Rechtspflege die Brandmarkung, das Ohrenabschneiden, Zungenausreißen, Auspeitschen auf dem Repertoire ihrer Strafen für Verbrechen und Vergehen, die heut zu Tage höchstens Zuchthaus oder Gefängniß nach sich ziehen.

Das Lochgefängniß beherbergte die meisten der Verbrecher in seinen düsteren Räumen und es mochte wol das Wort des Dichters darauf anzuwenden sein: „Wer hier eintritt, lasse die Hoffnung hinter sich". Doch dienten auch der Fröschthurm,*) der Lug ins Land und andere Thürme zum Gewahrsam von Gefangenen, in späterer Zeit besonders für solche aus dem Patriziat und den besseren Ständen überhaupt.

Das Leben im Lochgefängniß schildert ein Missethäter, der es in allen seinen Phasen durchgemacht hat**), in einer gereimten Darstellung der Leiden eines darin Gefangenen, woraus wir hier eine Probe mittheilen wollen:

Nachdem derselbe seine Malzeit im Gefängniß beschrieben, fährt er fort:

Im Loch aß ich zum ersten mal,
Hätt ich gehabt damahls die Wahl
Wär ich viel lieber gewest im Wald.
Der Lochhüter der kam so bald
Für die Thür und sperret auf.
Mein lieber gast, nun sih du drauf

---

*) Man will diesen Namen von Fraisch oder Fraiß (peinliches Gericht) ableiten.

**) S. Waldau „Neue Beiträge" I. S. 432.

Ich will dir geben ein gute Lehr
Sag du die wahrheit, die nit verker
Und die laß dir befolhen seyn.
Da führt er mich in sein stüblein
Da saßen zween, waren aus dem Rath,
Die man dazu erwählet hat
Ein Schreiber aus der Canzeley
Der saß gar nahet auch darbey.
Da mußt ich thun die erste Beicht
Vor Leuten die nit zu pfaffen seyn geweicht,
Die Herren wurden fragen mich
Wer hat denn gefangen dich,
Ein Rath läßt sich nit verfüren
An welchem sie die Wahrheit spüren
Der den Tod verschuldet hat.
Zu wissen ist ein Erbarn Rat,
Mit guten Worten ziehen sie an,
Der mit der Warheit nit will dran,
In einem Rathe wird erkennt
Barmherzigkeit wird von ihm gewendt,
Prüfet man nun, daß er leugt
So läßt man ihn fordern zu dem Zeug
Henker vnd Löw *) die kummen baldt
Und ob es ihm gar nit gfällt
So legen sie ihm an eine weiße Alm (Albe, Hemd)
Und hencken ihm an die prügelsalm (Salbe)
Und an sein Bein zween weiße Socken
So ist der Hencker von ihm locken,

*) Gehilfe des Henkers.

Wenn sie ihn pringen in die Capelln
Möchten ihm Arm und Bein geschwelln
Sechs Staffel hoch hat er hinein
Da schenkt man eitel heynisch wein.
Und brennen darin die schönsten licht,
Daß man dest bas zum schimpff gesicht.
Auf der seiten steht ein eiserne schrauben
Darin man seht die geschleyerten Tauben
Die heimlich stellen und den Leuten nemen
Die ist ein Erbar Rath nit gern beschamen

und so fort bis zu der Beschreibung der letzten Stunden des armen Sünders:

— — — — — — — —

Wenn man ihm saget ab das Leben
So kummen dann die glärten pfaffen
Halten ihm den Christenglauben für
Daß mancher sunst verzweifeln würd,
Tag vnd Nacht warten sie sein
Vmb Gottes willen gehn sie hinein
Biß man ihn fordern will vor Recht
Er hat böse klaider vnd die sein schlecht,
Da leyht man ihm ein schwarzes Kleid
Darinnen er soll tragen Leyd,
Trüg mancher lieber ein Helleparten
Thet draußen auf ein reichen Kaufmann warten.

u. s. w.

Der Verfasser dieser Reimerei, die Waldau aus einer alten Handschrift mittheilt, scheint doch in dem bessern Falle gewesen zu sein, den Schluß der traurigen Schil-

derung, die Hinrichtung selbst, nur nach der Anschauung des Vollzugs an anderen schreiben zu können; er sagt im Eingang von seinem Vergehen und seiner Person:

„Die Nachbaurn hatten vber mich geklagt
Wie ich die wäsch bei nacht abhüb
Und mich damit in ein Ecken verschlief
Darzu wär ich ein Hadermann,“

nehmen wir daher an, daß er mit einer gelindern Strafe davongekommen sei. —

Bei Erbauung des neuen Rathhauses wurde auch das Lochgefängniß erweitert und den geheimen Gängen eine weitere Ausdehnung gegeben. Es existirt eine „Wahrhaftige Beschreibung der Loch-Gefängnuß zu Nürnberg unter dem Rath-Hauß“ *), die wir unseren Lesern hier mittheilen:

„Es ist diese Loch-Gefängnuß, gleich mit dem jetzt stehenden Rath-Hause erbauet worden, wiewol vor dem erstbemeldten neuerbauten Rathhauß schon dergleichen Carcere gewesen und daselbst gestanden, doch aber mit keiner solchen Weitschafft, und sonderlichen verborgenen Gängen, sintemahl gleich bey Eingang der Loch-Gefängnuß, und zu rechter Seite in einem Ecke, wo es sich endet, ein Manns-hohes eisernes Thürchen sich befindet, bey Eingang aber desselben ist ein Gemäuer; und noch eine andere starke Mauer zu sehen, in welcher Mauer aber ein Stein, worauf ein klein Creutz stehet, hineingehauen, dieser Stein kan auch mit einer geringen Mühe

*) S. Stylus curiae Noribergensis, 1732.

aus der Mauer beweget werden, durch welches Loch ein starcker Mann ohne Anstoß, gebückt durchgehen kan, hernach findet sich in selbigen Loch wiederum eine eiserne Thür, mit 4 großen Schlössern, deren Schlüssel in der Losung=Stube, in einer Truhe mit Lit. O. O. bezeichnet, verwahrlich hingeleget seynd; Wann nun diese Thür eröffnet wird, so ist allda eine Stiege mit 17 steinern Staffeln, und unten wieder eine Thür, wodurch man in ein starck=finster= und mit vielen Eisenwerck versehene Cammer kommt, darinn der Stadt Nürnberg geheimer Schatz verborgen liegt; Wann man nun von dieser Cammer geraden Wegs durch eine andere Thür hindurch kommt; so muß man durch 16 eiserne Thüren gehen, welche mit Schlössern allenthalben starck und wohl verwahrt seynd; biß man endlich ein Licht findet, welches Licht zwischen dem Thier = Gärtner und Lauffer = Thor, von den Stadt=Graben hinunter scheinet, und solches allda mit einem eisernen Gitter verwahret, welches man, den Stadt = Graben herumgehend, neben einer Pastey wohl sehen kan, und solch eisernes Gitter, als die Loch = Gefängnuß, so sich noch weit vor die Stadt erstrecket, ist; gehet man aber zu Eingang der Loch=Gefängnuß lincker Hand, muß man durch 72 Thüren kommen, biß man ein Licht findet, worbey aber zu mercken, daß in der 40sten Thür, das ist ohnweit des Zeug = Hauses, Herr N. N. des Raths *), welcher die Stadt dem König in Franckreich in die Hände spielen wollen, und dahero

*) In einer Handschrift wird er Heinrich Schürstab genannt.

schon unterschiedliche Französische Soldaten in Weibs-Kleidern, sich herangeschlichen haben, in Ansehung seines hohen Alters aber, allda eingemauert worden; Zu End gemeldter 72 Thür, findet sich eine, wenn solche aufgethan wird, siehet man nichts als lauter Steinwerck, nach solchen, wann dieses weggeraumet worden, ist man in einem dicken Gebüsche vor dem Frauen = Thor, bey dem sogenannten Dutzend-Teich, wann man zur lincken Hand in den Wald gehet 2117 Manns = Schritt weit, da dann drei Dannen-Bäume, welche als ein Drey-Angel daselbst zu finden, und gleich dargegen ein Gebüsche von Creutzbeer stehet; durch welches Gebüsche aber etliche Schwarzbeer-Menscher den Eingang, nemlich eine Thür gefunden, solches dem Herrn Burgermeister, so damahls Herr Georg Kohler gewesen, angesagt, unter dem Vermeldten, wie daß sie einen Schatz gefunden hätten, worüber eine eiserne Thür wäre; Gemeldter Herr Burgermeister aber, hat solches gleich bey Rath angezeigt, und ist darauf dieser Ausgang besser verwahret worden, auch wurde denen Weibern, bei Straffe Leib und Lebens, ein ewiges Stillschweigen auferlegt; durch diese Thüren alle müssen die zwey älteste Herren des Raths, nebenst einem Canzellisten und dem Stadt = Schlosser, welchen zwar, biß er zu einer Thüre kommt, die Augen verbunden werden, und der von dem Canzellisten geführet wird, alle Jahr durchgehen, und die Schlösser visitiren, welche dann von dem Stadtschlosser, soviel in solcher Eile geschehen kann, repariret werden."

Diese Visitation der unterirdischen Gänge wurde

noch in den letzten Zeiten der Reichsfreiheit alljährlich zur Zeit der österlichen Wahl vorgenommen. *)

Im großen Rathhaussaale hängt ein aus Holz gefertigter überaus kunstvoll geschnitzter, sogenannter Kronenleuchter, welchen Hans Behaim, ein Schreiner auf dem Schwabenberg, verfertigte, derselbe, von welchem die vielbewunderte Decke des Saales herrührt. Aus den Rathsrechnungen geht hervor, daß er für denselben 400 fl., der Schlosser für den eisernen Schaft 44 fl., der Drechsler für die Röhren und andere Arbeit, über 2000 Stück, in allem 16 fl. erhalten habe. Trotzdem hat sich die Volkssage erhalten, dieser Leuchter sei von einem Verbrecher, der im Lochgefängniß saß, und zwar nur mit Hilfe eines einfachen Messers, das er sich zu verschaffen gewußt, geschnitzt und der Stadt zum Geschenk gemacht worden, worauf der Verbrecher wegen seiner großen Kunstfertigkeit begnadigt und in Freiheit gesetzt wurde. — Es dürfte wol nicht allzu gewagt erscheinen, einen allgemeinen Zusammenhang dieser Volksmär mit der geschichtlichen Thatsache anzunehmen, daß hundert Jahre früher der berühmte Bildschnitzer Veit Stoß wegen Fälschung eines Schuldbriefes ins Gefängniß geworfen und in Folge richterlichen Spruches durch beide Backen mit glühenden Eisen „gezwickt", d. h. gebrandmarkt, später aber durch ein Restitutionsedikt Kaiser Maximilians I., das jedoch der Rath nicht anerkannte, wieder in seine bürgerlichen Rechte eingesetzt

---

*) Gegenwärtig sind sie theilweise verschüttet und ungangbar.

wurde. Wenigstens erinnert sich der Verfasser, noch vor ein paar Jahrzehnten oft gehört zu haben, wie das Meisterwerk des Bildschnitzers Stoß, der Rosenkranz in der St. Lorenzkirche, vom Volksmund ebenfalls als die Arbeit eines Verbrechers bezeichnet wurde, der das Werk im Gefängniß ausgeführt und dadurch seine Begnadigung erlangt habe; die Sage bringt oft gar wunderliche Verbindungen ohne Rücksicht auf Zeit, Ort und Personen zu Stande, wenn sich nur irgendeine Aehnlichkeit in der Hauptsache darbietet.

Wie die Furcht vor der Folter oft die vor dem Tode und der öffentlichen Hinrichtung überwog, beweist eine der vielen Malefizgeschichten, die im Lochgefängniß beginnen und auf dem Rabenstein enden. So wurde am 8. August 1716 eine Exekution hier ausgeführt, die in der Geschichte des Criminalrechts vielleicht einzig dastehen dürfte. Eine Nürnberger Bürgerstochter, Maria Eleonora Schönin, die als eine übelbeleumundete Person im Lochgefängniß lag, klagte sich selbst des Kindsmords, und ihre Mitgefangene Dorothea Härlin, ein Soldatenweib aus Nördlingen, als ihre Gehilfin dabei an, was letztere zwar anfänglich in Abrede stellte, als man ihr aber mit der Folter drohte, zugestand. Da nach der Ansicht der Richter nunmehr kein Zweifel an der Schuld der beiden Unglücklichen bestehen konnte, wurde der Stab über sie gebrochen, und die traurige Prozession nach dem Rabenstein vor dem Frauenthor setzte sich in Bewegung. Als aber die Schönin bereits auf dem Armensünderstuhle saß, brach sie gegen den sie

tröstenden Geistlichen unter strömenden Thränen in die Worte aus: „Ich habe kein Kind umgebracht und bin auch nie Mutter eines solchen gewesen, drum kann ich nicht sterben, ohne wegen der großen Sünde, so ich mit solchem falschen Vorgeben begangen, Absolution erhalten zu haben." Der Geistliche machte dem die Exekution befehligenden Stadtrichter sogleich Anzeige von dem Vorfall, und dieser beauftragte ihn, die am Fuße des Schaffots auf ihre Strafe wartende Härlin zu befragen. Das Volk, das die Worte der Schönin gehört hatte, drängte herbei, und vernahm auch das Geständniß der Härlin, daß sie, weil man ihr alles, was sie gesagt, nicht glaubte, aus Furcht vor den Schmerzen der Folter und ebenfalls aus Ueberdruß an ihrem qualvollen Leben alles nachgesprochen habe, was ihr die Schönin vorgesagt.

Während des Vollzugs einer Exekution blieb der Rath stets in pleno im Sitzungssaale beisammen; man sandte sogleich einen Einspännigen (reitenden Stadtsoldaten) an den Rath, um den eigenthümlichen Vorfall anzuzeigen und Befehl zu erholen, was unter solchen Umständen geschehen solle. Die Herren entschlossen sich kurz; der Einspännige kehrte mit der Ordre, die Exekution zu vollenden, an die Richtstätte zurück und die beiden Weiber verbluteten unter dem Schwerte des Scharfrichters für ein Verbrechen, das nicht existirte.

Die Schrecken des Lochgefängnisses und die Anwendung barbarischer Mittel zur Erzwingung eines Geständnisses mußten noch im letzten Jahrzehent des vori-

gen Jahrhunderts mehrere Einwohner, und noch dazu unschuldig empfinden.

In der Nacht vom 29. auf den 30. Juni 1790 wurde im Hause des Kaufmanns Benckher auf dem Roßmarkt (jetzt Adlerstraße) die Geschäftskasse mit ihrem, nahe an zweitausend Gulden betragenden Inhalt entwendet, ohne daß Spuren eines gewaltsamen Einbruchs zu sehen waren. Der Verdacht fiel zunächst auf den Auslaufer des Geschäfts, Namens Schönleben, der zugleich ein Wirthschaftspächter war; er wurde ins „Loch" gelegt, und, um ein Geständniß aus ihm herauszubringen, so lange geschlagen, bis er endlich, von Angst erfüllt, einen Messingschaber, Namens Reuter, der oft bei ihm zu Gaste war, als um die Sache wissend angab, worauf auch dieser ins Gefängniß geworfen wurde. Inzwischen setzte Kaufmann Benckher einen Preis von 100 Thalern für denjenigen aus, welcher auf eine sichere Spur zu leiten vermöchte, und bald darauf machte ein Barbier von Gostenhof, Namens Kirchmeier, die Angabe bei Gericht, er habe in der Wohnstube eines Vergolders Erdmann, den er rasirte, eine Kasse gesehen, die ganz der Beschreibung glich, welche von der gestohlenen Benckherschen gemacht worden war. Er nahm auch keinen Anstand, seine Aussage zu beschwören, obgleich Erdmanns Frau und Kinder weinend vor ihm auf den Knieen lagen und ihn anflehten, er solle nicht schwören, da er einen Meineid auf sein Gewissen laden würde. Als Erdmann fortfuhr, seine Unschuld zu betheuern, wurde er wie Schönleben geschlagen; sowohl er als seine

Frau blieben standhaft im Bewußtsein ihrer Unschuld, die Frau aber erkrankte in Folge der ausgestandenen Leiden und starb im Kerker. Nachdem der arme Erdmann und seine Schicksalsgenossen bereits sechszehn Wochen im Loch zugebracht hatten, fügte es sich, daß ein Schlossergeselle auf der Herberge ungewöhnlich viel Geld aufgehen ließ und von seinen Mitgesellen scherzhaft bezüchtigt wurde, er müsse die Benckhersche Kasse gestohlen haben, weil er so flott leben könne. Seine Bestürzung über diese Aeußerungen, die nicht den Charakter der sittlichen Entrüstung eines Unschuldigen an sich trug, fiel auf, und man erinnerte sich, daß auch der Meister, Namens Gösser, bei dem er arbeitete, in letzter Zeit Schulden zurückbezahlt und Verbesserungen in seinem Hauswesen vorgenommen habe, die mit seinen Vermögensverhältnissen nicht in Einklang zu bringen waren. Die öffentliche Meinung beschuldigte schon längere Zeit beide der Urheberschaft oder mindestens Theilnahme an dem Diebstahl, der so viel Aufsehen in der Stadt machte; bis endlich Schönleben angab, daß er sich erinnerte, wie der Schlosser kurz vor dem Verschwinden der Kasse neue Schlösser an die Hausthüre und im Benckherschen Comptoir gemacht habe. Nun nahm auch das Gericht Notiz von der Stimme des Volkes. Der Schlosser wurde mit seinem Gesellen ins Loch gebracht, wo er gleich in der ersten Nacht den Versuch machte, sich die Adern aufzuschneiden und sich zu erhängen. Nachdem er daran verhindert worden war, legte er ein umfassendes Geständniß ab, aus dem die Unschuld Erdmanns und aller

mit ihm Verhafteten unzweifelhaft hervorging. Von Seite des Raths geschah nun freilich alles, um den armen Erdmann und seine Schicksalsgenossen für ihre ausgestandenen Leiden zu entschädigen, aber die ihren Qualen erlegene Frau und Mutter konnte man nicht mehr lebendig machen. Die unschuldig Eingekerkerten wurden in ein besseres Gemach gebracht und mit einer guten Mahlzeit und Wein traktirt, worauf die Schöpfen eintraten, ihnen ihre Freiheit verkündeten, und sie um Verzeihung wegen des erlittenen Unrechts baten. Im Namen des Rathes wurden sie aufgefordert, sich eine „Gnade" auszubitten, in Folge dessen Erdmann und Schönleben, die nur Schutzverwandte waren, sich das Bürgerrecht ausbaten, das ihnen auch, und zwar losung-, d. h. steuerfrei gewährt wurde. Ueberdies erhielt Erdmann das Essen aus dem Spital für Zeit seines Lebens frei, und die Aussicht auf eine Thorwärterstelle, die er später auch erhielt. Von den verschiedenen Gesellschaften, namentlich aber von den beiden Freimaurerlogen, wurde er reich beschenkt.

Auch Reuter und Schönleben erhielten viele Beweise der Theilnahme an ihrem Schicksale, und kleine städtische Bedienstungen. Der falsche Ankläger Kirchmeier wurde, weil man ihn überwies, daß er die Benckhersche Kasse bei Erdmann nicht gesehen haben konnte (die Diebe hatten sie zerschlagen und in die Pegnitz geworfen) in die Eisen gelegt. Er entschuldigte sich mit einer kurz zuvor bestandenen Krankheit, die seine Phantasie ungewöhnlich aufgeregt habe und wurde im Fe-

bruar 1791 ab instantia losgesprochen, mußte aber alle Unkosten und der Erdmann'schen Familie 300 fl. „zu einiger Entschädigung" zahlen. Sein Geschäft konnte er in Nürnberg nicht mehr treiben, ja, er wurde in keinem Hause mehr geduldet und durfte sich nicht auf der Straße sehen lassen. Er war verfehmt für alle Zeit und schließlich gezwungen, sich im österreichischen Heer anwerben zu lassen. Der Schlossermeister Gösser wurde auf dem Pranger ausgestellt und dann durch den Scharfrichter mit Ruthen in das Zuchthaus gepeitscht. Sein weniger schuldige, von ihm verführter Geselle wurde von den sogenannten Schützen dahingeführt und mit einigen Stockprügeln bewillkommt, starb aber schon 1793, während sein Meister ein Jahr darauf von guten Freunden losgebeten und ihm die Stadt verwiesen wurde, worauf er sich nach Steiermark begab und in den dortigen Eisenfabriken ein Unterkommen fand.

Zum Schluß theilen wir einen Auszug aus der „Spezifikation" dessen mit, „was der Loch-Wirth wegen einer Malefiz-Person die drei letzten Täge, und was von andern Uebelthätern ex Publico ihnen gut gethan wird, auch was der Scharf-Richter wegen anderen Verrichtungen halber, So wie auch der Löw und Schützen bekommt."

Am Sonntag: Für einen Kälbernen Rücken

4 Pfd. schwer, samt Einmachen	— fl. 28 kr.
Schweinen Braten 6 Pfd. nach dem Preiß	— „ 36 „
Sallat mit Eyern	— „ 6 „

	6 Semmeln à 1 kr.	— fl. 6 kr.
	$1\frac{1}{2}$ Maas Wein à 32 kr.	— „ 48 „
Am Montag:	3 gebratene Tauben od. 2 Hühner	— „ 30 „
	1 Schüßel Eiergersten	— „ 10 „
	6 Semmel à 1 kr.	— „ 6 „
	$1\frac{1}{2}$ Maas Wein à 32 kr.	— „ 48 „
Am Dienstag (dem Hinrichtungstag) frühe:	vor Eyer Schmalz, Bratwürst, Wein-Suppen und Semmeln	— „ 45 „
Vor die beeden Herren Geistlichen 1 M. Wein		— „ 20 „
Vor Citronen		— „ 26 „
Ein Loch-Wächter oder Wächterin So lange er oder Sie bey einer Malefiz Person wachet, alle 24 Stunden an Speiß und Trank 15 kr. und für Lohn auch 15 kr.		— „ 30 „
Denen Peunth *) Zimmerleuten, welche die Schranken auf dem Rathhauß an einem Gerichts-Tag aufrichten, wird bezahlt		— „ 38 „

Der Nachrichter bekommt unter andern für den Vollzug peinlicher Strafen:

Eine Person zu peitschen oder mit Ruthen zu züchtigen	— fl. 45 kr.
Eine Person scharf zu binden und zu schmiern	— „ 45 „
Die Daumen Stöck (Daumschrauben) anlegen	1 „ 30 „

*) Zu Nürnberg der städtische Bauhof. Peunt oder Beint soll einen eingezäunten (beeinten) Platz bedeuten.

Vor eine würckliche Tortur	3 fl. — kr.
Vor der wieder Einrichtung (der Gelenke) und Schmierung	1 „ 30 „
Vor eine Person zu brandmarken	5 „ — „
Vor ein Feuer anzuschüren die Zangen glühend zu machen und zu verbrennen	5 „ — „
Das Trüglein zum Rädern	6 „ — „
Das hohe Gericht zu besichtigen	1 „ 30 „
Vor eine Hand abzuhauen	3 „ — „
Vor einen Finger abzuhauen	3 „ — „
Nasen und Ohren abzuschneiden	3 „ — „
Einen Cörper von dem Rad nehmen, oder von dem hohen Gericht, solchen einzugraben oder in das hohe Gericht zu werfen	9 „ — „
Einen Cörper gleich von der Richtstatt in das hohe Gericht zu werfen	9 „ — „

Der Preis für eine Person zu enthaupten, zu henken oder zu rädern ist in diesem traurigen Verzeichniß nicht angegeben.

Der goldene Ofen.

Das Kaufmann Domeyersche Haus in der Königs- oder Frauenthorstraße (L. Nr. 823 alt. Num.) ist eines der interessanten Häuser des alten Nürnbergs. Früher im Besitz der reichbegüterten Familie der Rosenhart, von ihrem Gewerbe „die Glockengießer“ genannt, weshalb auch das Haus den Namen „Glockenstuhl“ führte, soll es öfter das Absteigquartier der durchreisenden Kardinallegaten gewesen sein, die in der im Hause befindlichen, noch erhaltenen Kapelle Messe lasen. Eine andere Merkwürdigkeit dieses Hauses ist der darin befindlich gewesene sogenannte „goldene Ofen“ *), den früher die Figuren der 12 Apostel zierten. Eine auf diesen Ofen bezügliche Sage lebt noch heute im Volksmund und muß daher in dieser Sammlung ihren Platz finden.

Spanische Soldaten, die auf ihrem Durchzuge bei den Bürgern einquartiert waren, sollen sich nämlich verschworen haben, daß jeder Einzelne zu einer festgesetzten Stunde seinen Quartierherrn ermorden und dann das Haus plündern sollte. Einer derselben, der milderen

*) Er soll sich jetzt im königl. Schlosse zu Hohenschwangau befinden.

Sinnes war und dies Blutbad vereiteln wollte, umging den Eid, den er geschworen hatte, dadurch, daß er, um seinem Hauswirth, dem Glockengießer, den heillosen Anschlag kund zu geben, von der Küche aus sein Geheimniß in den Ofen hineinschrie, so daß es der Glockengießer hören mußte, worauf der Soldat, um der Verpflichtung zu einer Plünderung und Verwüstung des Hauses anscheinend nachzukommen, in die Stube trat und den 12 Aposteln am Ofen die Köpfe abschlug. Der Hausherr machte natürlich sofort Anzeige von dem Gehörten beim Rathe, der sogleich alle Bürger aufbot, wodurch die Spanier gezwungen wurden, ohne ihren Plan ausführen zu können, die Stadt zu verlassen. Der Rath soll in Folge dieses Vorfalls die früher bestandenen sogenannten Kettenstöcke zum Absperren der Straßen haben errichten lassen. Soweit geht der einfache Thatbestand der Sage, für den sich keine anderen Anhaltspunkte finden, als einige Chroniknotizen, die übrigens, was die Zeit und andere Umstände betrifft, weit auseinandergehen.

So findet sich in einer Handschrift des 16. Jahrhunderts folgende Erzählung, die Roth im Genanntenbuch Seite 31 mittheilt, aber selbst (Seite 185) als ein Chronikenmärchen bezeichnet. „Im J. 1442 ist Kaiser Friedrich III. zu Nürnberg eingeritten und blieb allda bei 5 Wochen. Zu der Zeit machten etliche Fürsten einen bösen Anschlag über die Stadt Nürnberg, auch über die Burgerschaft, denn sie hatten eine Nacht bestimmt, darinn Jeder seinen Wirth erstechen sollte, dar=

nach sie die Stadt einnehmen wollten. Bey diesem Anschlag war ein frommer Fürst, der wollte ihren Rath nicht bewilligen, und ritt also hinweg und offenbarte den Rathschlag. Etliche sagen von Einem, der sey in ihrer Rathstuben in einer Truhe verborgen gelegen. So wollten etliche, der fromme Fürst habe es seinem Wirthe zu verstehen gegeben, wie er hinweg hat reiten wollen. Dem sey nun, wie ihm wolle. Als der böse Rath offenbahr worden, da gebot ein erbar Rath, daß man müsse gen Wald fahren, wer nur Roß hätte, und Schrankholz gen Nürnberg führen, und auf die Nacht, wie ihr Anschlag gemacht ward, ließ E. Rath alle Gassen verschranken, und beschließen, daß man mit keinem Zeug mocht zusammen kommen, und wurden die Burger und die Wach verordnet. Da solches die Fürsten verstunden, da trollten sich fein einer nach dem Andern zu den Thoren hinaus in aller Teufel Namen. Darnach ließ E. E. Rath die Stöck mit den Ketten aufrichten, wie noch vor Augen."

Man sieht, daß es sich hier wieder, wie bei der Sage vom goldenen Becher, um eine Vermischung verschiedener Sagen handelt, denen indeß ein geschichtlich erwiesener Vorfall, der leicht einen für die Stadt sehr unglücklichen Ausgang hätte nehmen können, zu Grunde liegen, wenigstens die Veranlassung zu ihrer Entstehung gegeben haben mag, worauf die stets geschäftige Phantasie des Volkes die romantische Ausschmückung hinzufügte.

Ein Theil der Armee, welche der Kaiser Karl V.

1547 im schmalkaldischen Kriege nach Sachsen führte, und mit der er im März des genannten Jahres in Nürnberg und der Umgegend lagerte, bestand aus spanischen und italienischen Truppen unter dem Befehl des Herzogs Alba. Sowohl auf dem Lande wie in der Stadt benahmen sich diese Soldaten mit empörender Brutalität, gleich als ob sie in Feindesland wären. Die Bewohner der umliegenden Dörfer flüchteten vor den Mißhandlungen, welche sie von den rohen Kriegsleuten zu erdulden hatten, die obendrein, von religiösem Fanatismus beseelt, ein Recht zu haben glaubten, die protestantische Stadt und ihr Gebiet quälen und bedrücken zu dürfen, hinter die schützenden Mauern Nürnbergs und erregten durch ihre Erzählungen von den Drangsalen, die sie ausgestanden, den Zorn und die Entrüstung der Bürgerschaft. Der Rath hatte alle Ursache, einen Aufstand gegen die übermüthigen Spanier und Italiener zu fürchten, die gewaltsam in die Häuser drangen und ihre Frechheit so weit trieben, daß sie die auf den Dörfern gestohlenen Gegenstände auf dem Markte der Stadt feilboten. Einem solchen Marodeur nahm das empörte Volk seinen Kram weg und er konnte sich nur mit Mühe wieder auf sein Pferd schwingen und ins Fünferhaus retten.

Dieser Ausbruch der Volkswuth war das Vorspiel zu einem größeren von blutigen Folgen, der am Nachmittag des 14. März stattfand. Die Veranlassung gab der Widerstand eines Lederers, Sebastian Rotenburger auf dem Kornmarkt (Josephsplatz) „bey der ploben

(blauen) Glocken", gegen die ihm zugedachte Einquartirung, da er und zwei seiner Gesellen, oder Knechte, wie es damals hieß, mit bewaffneter Hand den Spaniern den Eintritt wehrten. Der Versuch derselben, mit Gewalt in das Haus zu dringen, rief einen fürchterlichen Tumult herbei. Die Bürger eilten von allen Seiten auf den Schauplatz desselben und es kam zu einem blutigen Handgemenge, bei welchem es Todte und Verwundete auf beiden Seiten gab, bis es endlich den Rathsherren Matthias Löffelholz und Paulus Grundherr gelang, dem Aufruhr durch Beruhigung der empörten Bürger ein Ende zu machen *). Das Unrecht scheint bei diesem Vorfall auf beiden Seiten gewesen zu sein, denn Sebastian Rotenburger hatte sein Haus freiwillig geöffnet, und dennoch den spanischen Offizieren und dem ihnen vom Rath mitgegebenen Begleiter den Eintritt verweigert, wodurch natürlich die Wuth der Spanier entflammt werden mußte.

In der erst mitgetheilten Sage ist von spanischen Kriegsvölkern die Rede und es dürfte daher als sehr wahrscheinlich angenommen werden, daß der eben erzählte Volksaufstand gegen die Schaaren Albas die Veranlassung zu einer Vermischung der älteren Sage mit diesem Vorfall gab. Daß der Haß und das Mißtrauen gegen die Spanier

---

*) Siehe die „Geschichte der Reichsstadt Nürnberg" von L. A. W. Marx (Seite 187 ff.) und Pfister's Handbuch 2. Bd. (Seite 217 ff.) welch letzteres die Zeugenaussagen über diesen Vorfall mittheilt.

allerlei Befürchtungen und Vermuthungen über ihre Absichten und Anschläge im Volke aufkommen ließen, ist wol nicht zu bezweifeln und die Erzählungen von Leuten, die ein drückendes Geheimniß zu dessen Bewahrung sie ein Eid gebunden, auf listige Weise, bei der sie sich mit ihrem Gewissen abfinden konnten, an die Oeffentlichkeit zu bringen wußten, sind nicht vereinzelt.

Die Kaiserlein.

Im Jahr 1487 hielt Kaiser Friedrich III. einen Reichstag zu Nürnberg und hatte sein Hoflager auf der Burg aufgeschlagen. Die abzuwickelnden Reichsangelegenheiten machten ihm den Kopf um so mehr warm, als er überhaupt kein großer Freund von ernstlichen Geschäften war. Dagegen veranstaltete er gern große Festlichkeiten und Aufzüge, welche durch die Anwesenheit vieler Fürsten, Grafen und Edlen des Reichs verherrlicht wurden. Schon aus dem Umstande, daß man fast ein ganzes Jahr beisammen war, bis endlich die dringendsten Vorlagen erledigt werden konnten, erhellt, daß man sich nicht besonders beeilte, damit zu Stande zu kommen. Als einen Haupttheil seiner Aufgabe betrachtete er die Belehnung verschiedener Fürsten, die dann auch in feierlichster Weise öffentlich stattfand, zu welchem Zwecke am Rieterschen (später Sandelschen) Hause ein Thron errichtet war, auf welchem er im vollen kaiserlichen Ornat die Lehen vertheilte. Ferner veranlaßte er große kirchliche Prozessionen durch die Stadt, an denen er in eigener Person Theil nahm; das Originellste aber, wodurch sein damaliger Aufenthalt in Nürnberg bezeichnet ist, war die große Kinderversammlung im Stadtgraben hinter der Burg. Um sich „den Unmuth zu vertreiben“ wird berichtet, stellte der Kaiser in der Charwoche an 1487 den Rath das Verlangen, daß

sämmtliche Kinder der Stadt, „so schon zu gehen vermochten“ in Prozession durch die Stadt ziehen und sich unter dem Schlosse im Graben versammeln sollten. Obgleich wohl eine ziemliche Anzahl Eltern diesem, der kaiserlichen Laune entsprungenen Gebote nicht nachkamen, weil sie die gerechte Besorgniß hegten, es möchten ihre Kinder in dem gewaltigen Gemenge und Gedränge, das dieser seltene Aufzug bei der Schaulust des Volkes voraussichtlich veranlassen mußte, zu Schaden kommen, versammelte sich doch eine große Menge Kinder im Schloßgraben, über welche der Kaiser zu seiner Kurzweil Musterung hielt und dann jedem einzelnen Kind ein Honig- oder Lebküchlein reichen ließ, das in länglich viereckiger Form gebacken und auf seiner gerauteten Oberfläche mit dem Bildniß des Kaisers geziert war. Der gutmüthige Kaiser hatte an der Freude der Kinder, deren größter Theil ihn bis zur Nachhausekunft mit großem Wohlbehagen in effigie verzehrte, sein innigstes Vergnügen, und das ehrsame Gewerb der Lebküchner in Nürnberg verfehlte nicht, zum Andenken an diese kaiserliche Huld alljährlich zur Osterzeit solche Lebküchlein zu backen, die man „Kaiserlein“ nannte. Es soll sich diese Sitte bis ins 18. Jahrhundert erhalten haben und vielleicht irrt der Erzähler nicht, wenn er die rautenförmigen kleinen Lebküchlein (Aenisspitzen), wie sie gegenwärtig noch zu haben sind, und auch zugleich mit den jetzt unter dem Fortschritt der Cultur modernisirten „Zwetschgenmännern“ am „Krebsstock“ feil geboten werden, für die Nachkommen jener „Kaiserlein“ hält.

Kunz Schott und seine Gesellen.

Daß unter einem Regiment wie es Kaiser Friedrich III. durch 54 Jahre führte, die unaufhörlichen Streitigkeiten der Reichsfürsten unter einander selbst und vornehmlich mit den Städten, gegen die sie gar zu gern gemeinschaftliche Sache machten, sowie die Plackereien des Landadels und seiner Genossen kein Ende nehmen konnten, ist erklärlich. Es bedurfte erst der Thatkraft seines Sohnes Maximilian I., um den Zustand des Reiches einigermaßen zu verbessern. Dieser suchte durch die Anordnung des ewigen Landfriedens (1495) und die Einsetzung des Reichskammergerichts zur Schlichtung der Streitigkeiten unter den einzelnen Ständen, die Einheit des Reiches wieder herzustellen, aber trotzdem dauerte es noch ein paar Jahrzehnte, bis es gelang, nur die Landstraßen von Wegelagerern zu säubern.

In den letzten Jahren des Regiments Kaiser Friedrichs III. fiel einer dieser Placker, Friedrich von Gich, in die Hände der Nürnberger, die kurzen Prozeß mit ihm machten und ihm am 2. März 1490 den Kopf vor die Füße legten. Sein Sohn Christoph verband sich hierauf, um den Tod seines Vaters zu rächen, mit dem Burggrafen von Rothenberg, Kunz Schott, dem diese

Gelegenheit sehr willkommen war, mit den Nürnbergern Händel anzufangen. Unter dem Vorgeben, diese hätten einen Anschlag gemacht, sich seines Schlosses Rothenberg durch Verrätherei zu bemächtigen, begann er, unterstützt von einer Anzahl seiner beutegierigen Genossen, eine Fehde mit der Stadt, welche derselben großen Schaden zufügte. Sie war gleichsam blokirt von den Plackern, die alle Straßen besetzt hielten, die weiter herkommenden Landleute verhinderten, Lebensmittel der Stadt zuzuführen, und Mord und Brand in der ganzen Umgegend verübten. Dieses Unwesen hatte bereits trotz der kräftigen Abwehr der Stadt längere Zeit gewährt, fast die ganze fränkische Ritterschaft war in den Streit Schotts mit Nürnberg hineingezogen worden, als man endlich Anstalten zu einer Beilegung des verderblichen Kampfes traf. Es trat eine Art Waffenruhe ein und die Bischöfe von Würzburg und Bamberg suchten den Frieden zu vermitteln.

In dieser Zeit, da man in Nürnberg wieder etwas freier aufathmete und keines räuberischen Anfalls in der nächsten Umgebung der Stadt mehr gewärtig war, führte den Rathsherrn Wilhelm Dörrer ein dringendes Geschäft nach Lauf, wohin er sich zu Pferd in Begleitung eines Knechtes begeben wollte. Aber kaum waren beide über das eine Stunde von der Stadt gelegene Dorf Erlenstegen hinaus in den Wald gekommen, als von beiden Seiten Gewappnete auf sie ansprengten und trotz tapferster Gegenwehr, bei welcher der Knappe schwer verwundet wurde, beide gefangen nahmen. Man führte

sie, auf die Pferde gebunden, tiefer in den Wald, wo auf einem ausgehauenen Platze Kunz Schott in der Mitte seiner Genossen lagerte, die ein weithinschallendes Jubelgeschrei erhoben, als der Nürnberger Rathsherr und sein aus mehreren Wunden blutender getreuer Knecht von den Reisigen daher geschleppt wurden.

„Da hätten wir ja einen von den Pfahlbürgern erwischt, die uns schon so lange in Athem halten“, schrie ihm Konrad Schott entgegen. „Ei, ei Herr Dörrer, was hat Euch wieder einmal aus Eurem Nest herausgelockt? Habt wol gemeint wir lägen auf dem Ohr, bis es den geistlichen Schreibern in Bamberg und Würzburg gelungen ist, einen faulen Frieden zusammenzuklecksen, bei dem die Ritterschaft wieder einmal übers Ohr gehauen werden soll? — Na Heinz“, wandte er sich an einen Knecht, der faul im Grase lag, und bei des Gebieters Anruf sich langsam erhob, „wie wars doch, was du mir kundgethan hast, als ich dich, den verlaufenen Stadtsöldner von Nürnberg, unter meine Knechte aufnahm? Was wollen die gestrengen Herren dem Kunz Schott thun, wenn sie ihn in ihre Gewalt bekämen?“ „Den Kopf wollten sie Euch auf dem Rabenstein abschlagen, und die rechte Hand dazu, mit der Ihr zu Schwaig den brennenden Pechkranz in des Raths Scheune geworfen, daß sie im Nu hoch aufloderte und fast das ganze Nest darauf ging. So hab ichs nicht einmal, sondern hundertmal gehört, wenn ich Wache stand vor dem großen Rathsaal.“

„Ist dem so Herr Dörrer?“ fragte Schott, „Ihr

sitzt ja mit im Rathe und müßt am Besten wissen, wessen ich mich von Euch zu versehen hätte, falls ich so dumm wäre, mich von Euch fangen zu lassen!“ —

„Ihr seid der Stadt Feind“, erwiderte Dörrer, „und habt ihr seit geraumer Zeit viel Böses angethan. Daß man Euch nicht auf Rosen betten würde, falls es Gottes Gerechtigkeit gefallen sollte, Euch in die Gewalt derer zu bringen, die Ihr muthwillig ohne Fug und Recht befehdet und so grausam beschädigt, wird Euch Euer Verstand sagen, doch solche Worte hab ich nie im Rath gehört, wie dieser elende Ueberläufer und Verläumder aussprach.“ „Erlaubt mir“, spottete Kunz Schott, „daß ich Euch für zu klug halte, als einem Manne gegenüber die Wahrheit zu bekennen, der Euch ebenso mitspielen könnte, wie die Herren von Nürnberg, Euere edlen Rathsfreunde und Gevattern, es mir zugedacht haben. — Aber umsonst sollt Ihr doch nicht in meine Hände gefallen sein, Herr Dörrer, den Kopf will ich Euch schenken, aber die Hand müßt Ihr hergeben, damit es Euch nicht gelüsten kann, wieder das Schwert gegen meine Leute zu brauchen. Macht ihn los von den Stricken“, gebot er, „und haltet ihm die Hand fest auf jenen Baumklotz“. —

„Um Gottes Barmherzigkeit willen“, rief der Rathsherr, und Todesbläſſe überzog sein Antlitz, „ich schwörs mit einem feierlichen Eid, daß jene Worte nie im Rathe gesprochen wurden, denkt Euerer letzten Stunde, eh Ihr so Frevelhaftes an mir übt.“

„Ich will Euch hindern, daß Ihr Euere Seele mit

einem Meineid belastet, kniet nieder und legt Euere rechte Hand auf den Block", sagte mit teuflischer Ruhe Schott. Die Knechte traten herzu und drückten den Rathsherrn auf die Knie nieder, während andere seinen Arm ergriffen und die Hand auf den Baumstamm festhielten.

Entsetzt warf Dörrer seine Augen im Kreise umher, doch trafen seine Blicke nur auf spottende Mienen, und jede Hoffnung der entsetzlichen Verstümmelung zu entgehen, schwand aus dem bebenden Herzen.

„Ich bin in Euerer Gewalt", stöhnte er, „Ihr seid der Mann nicht, in dessen Herz das Flehen eines wehrlosen Gefangenen dringen kann, und dennoch fleh ich Euch an, wenn Ihr Euere Rache in meinem Blute kühlen wollt, so laßt mir wenigstens die Rechte, die Feder ist das Schwert mit dem ich kämpfe und Nothwehr nur zwang mich, die Waffe gegen Eueren Ueberfall zu brauchen."

„Hahaha", höhnte Schott, „die Federfuchser in Euerer verdammten Stadt sind mir gefährlicher, als Euere Schwerter und Spieße, machts kurz Herr Dörrer, ich muß noch heut nach Rothenberg zurück, und hab nicht Zeit genug, sie hier mit Euch zu vertrödeln." Mit diesen Worten hakte er sein Streitbeil vom Wehrgehänge los und trat zu dem Baumklotz, vor dem der zitternde Rathsherr kniete.

Vergebens war das verzweiflungsvolle Sträuben Dörrers, wie eiserne Klammern hielten die Hände der Knechte seine rechte Hand auf den Klotz nieder; Schott schwang, wie ein gelernter Henkersknecht, das blitzende

Beil und ein gewaltiger Hieb trennte die Hand des unglücklichen Rathsherrn vom Arme, daß das Beil tief in das Holz drang.

Eine tiefe Ohnmacht umhüllte die Sinne des Verstümmelten; er wußte nichts davon, daß ihm der unmenschliche Schott die abgehauene Hand in das Wamms steckte, er hörte nicht die höhnenden Worte Schotts, daß er diese Hand den Herren von Nürnberg mit einem Gruße von ihrem Feind bringen solle, und nicht den Abzug der mörderischen Schaar, die ihren Weg nach Schloß Rothenberg fortsetzte.

Als er wieder zu sich kam, fand er den Stumpf seines Armes mit einem schlechten Tuche verbunden und neben ihm lag sein zum Tode verwundeter getreuer Knecht, der zu seinem Herrn gekrochen war und ihm, so viel er es vermochte, den blutenden Arm verbunden hatte. — Beide hätten sich vielleicht an ihren schrecklichen Wunden verblutet, wenn nicht ein Holzbauer wit seinem Wagen durch den Wald gekommen wäre, die Unglücklichen gefunden und sie zur Stadt zurückgebracht hätte.

Hier erregte die gräuliche That ungeheuere Bestürzung, um so mehr, als man sich dem Frieden schon so nahe geglaubt hatte. Bald aber trat an die Stelle des Schreckens die fürchterlichste Wuth über das verübte Bubenstück, und nur mit Mühe war die Bürgerschaft zurückzuhalten, daß sie nicht zu den Waffen griff und das beginnende Friedenswerk zerstörte. — Den besonnenen Maßregeln des Rathes gelang es, von dem neuen Kaiser Maximilian I., der inzwischen den Thron

bestiegen hatte, eine Achtserklärung gegen Schott zu erwirken, und er selbst setzte einen Preis von 200 Gulden für denjenigen aus, der den Räuber lebendig, die Hälfte für den, der ihn todt einliefern würde. Obgleich das alles die Helfershelfer Schotts etwas einschüchterte, so daß sie ihn zum Theil verließen und für ihre Person Frieden mit der Stadt machten, setzte dieser doch seinen kleinen Krieg gegen Nürnberg fort, bis es endlich mühsam gelang, den Frieden herzustellen. Schott aber ging zum Markgrafen Casimir und hatte bei diesem, der sich um des Kaisers Achtserklärung wenig kümmerte, Gelegenheit genug, seine Plackereien der Nürnberger nach Herzenslust fortzusetzen.

Nach der Sage sollen die Feinde der Stadt zu jener Zeit einen Bundesgenossen im Rathe selbst gehabt haben, und zwar an Anton Tetzel, der mit dem Plane umgegangen sei, die Stadt an den Markgrafen zu verrathen. Er soll zu diesem Zwecke durch Bestechung des Thorwarts die Oeffnung des Thiergärtner Thors veranlaßt haben, so daß die bereits im Anzug begriffenen Markgräflichen die Stadt leicht hätten überrumpeln können, wenn nicht ein Bäckerjunge, der zu seinem Verwundern das zur Nachtzeit stets geschlossene Thor offen fand, Lärm gemacht hätte, worauf die Scharwache daher kam und eben noch zur rechten Zeit die Schließung des Thors veranlaßte. Der verrätherische Rathsherr wurde seines Amtes entsetzt und auf den Thurm gelegt, wo er nach einigen Jahren verstarb.

Die Sage von solchen Verräthereien durch hochge-

stellte Personen des Stadtregiments kommt, wie wir aus der Erzählung vom Lochgefängniß ersehen, öfter vor; vielleicht gab die häufig zögernde äußere Politik des Rathes, die das Volk, den drängenden Thatsachen gegenüber, oft nicht begreifen mochte, Veranlassung zu dem Verdacht, daß Verrath und Hinterlist im Spiele sei. — Die Grausamkeit Schotts, die er an Wilhelm Dörrer verübte, ward zum Gebrauch bei seinen Spießgesellen. Besonders folgte seinem Beispiel Hans Thomas von Absberg, ein geschworner Feind Nürnbergs und aller Reichsstädte überhaupt. Mehreren Nürnberger Bürgern, dem Genannten des größeren Rathes Hans Neukumm, dem Handelsherrn Schlumpf und den Krämern Wolf Strauß und Fritz Neidhardt, die er in seine Gewalt bekommen, hieb er selbst die rechte Hand ab, daß sie dieselben dem Rathe mit einem Gruß von ihm überbringen sollten.

Diese Gräuel veranlaßten endlich den schwäbischen Bund ein ansehnliches Heer zusammenzuziehen, um die Landfriedensbrecher zu Paaren zu treiben. Das Nürnberger Contingent dazu betrug 600 Mann und 70 Reiter mit starker Artillerie, die stets eine Hauptwaffe der Stadt war. Das ganze Heer kommandirte Georg Truchseß von Waldburg, derselbe, der im nachfolgenden Bauernkrieg eine so große Rolle als Heerführer spielte, die Nürnberger führten Wolf Pömer und Tilmann von Brand. Zunächst war es auf die Burgen der Placker in Franken abgesehen, von denen gegen 20 zerstört wurden, die heut zu Tage als Ruinen die Romantik

der Gegend erhöhen. Wegen Schott, der als treuer Vasall des Markgrafen in dessen Heere diente, wurde eine Gesandtschaft des Bundes an diesen geschickt und ihm bedeutet, daß man ihn als einen Feind des Bundes betrachten würde, wenn er den Schott nicht ausliefere, oder wenigstens unschädlich machen würde. Das ging dem Markgrafen, dessen Kriegslust ziemlich abgekühlt war, doch zu Herzen und er ließ Kunz Schott nach Kadolzburg kommen, wo er Hof hielt. Dieser, der sich nichts Arges dachte, erschien vor seinem Herrn und war nicht wenig erschrocken, als ihm derselbe das Begehren des Bundes mittheilte. All sein Bitten und Hinweisen auf seine getreuen Dienste half ihm nichts, der Markgraf bedeutete ihm mit kurzen Worten: „es ist besser, wenn du stirbst, als daß ich und mein Land verderbe“ und ließ ihm von dem bereits herbeigerufenen Scharfrichter den Kopf abschlagen. — Hans Thomas von Absberg nahm ebenfalls ein gewaltsames Ende. Man fand ihn 1531, von unbekannter Hand erschossen, in einem Getraidfelde bei Zedlitz in Böhmen.

Der Studiosus von Altdorf.

An einem stürmischen Oktoberabend des Jahres 1599 trat aus dem Hause des Arztes und gelehrten Mathematikers Dr. Rupertus in der freien Reichsstadt Nürnberg eine tief in den Mantel gehüllte Gestalt und wollte flüchtigen Schrittes die Straße hinabeilen, durch die das Fischbächlein seine bescheidenen Fluthen trägt, als ein anderer Verhüllter ihr in den Weg trat.

„Gebt Raum“, sprach der in der Fortsetzung seines Weges Gehinderte. „Ist nicht die Straße breit genug für uns beide? Was stellt Ihr Euch mir entgegen?“

„Wenn ich auch Euere Züge nicht zu erkennen vermag“, entgegnete der andere, „so verräth mir doch die Stimme, daß ich mich nicht getäuscht habe. Ihr seid Waldstein, der böhmische Junker, dem ich im Kreise der Commilitonen von Altdorf oft genug nahe war, um keinen Zweifel mehr zu hegen, wen ich vor mir habe. Vielleicht entschuldigt der Umstand, daß ich Euch schon zum zweitenmale hier begegne, meine Frage, was Euch so sehr an dieses Haus fesselt?“

„Gewiß nicht die Absicht“, versetzte Waldstein, „mit einem Menschen zusammenzutreffen, der seine Neugier so wenig bezähmen kann, daß er sie auf die Gefahr hin

befriedigen will, für einen Rumorknecht gehalten zu werden, Junker Probiesky.“ —

„Wie! So habt auch Ihr mich erkannt“, brauste Probiesky auf, „und Ihr wagt es, eine solche Sprache einem Edelmann gleich Euch gegenüber zu führen?“

„Gegen Jeden“, entgegnete Waldstein gelassen, „der mir durch sein Benehmen dazu Anlaß gibt! Doch sei es darum. Ich kenne den Grund Eures Gebahrens, und will nicht mit Euch rechten, weil Euch der Schein trügt. Ihr habt ein Liebchen hier im Hause und seid der Meinung, ich wüßte nichts Besseres zu thun, als wie Euresgleichen den Mädchen nachzuschleichen und anderen ins Gehege zu gehen.“ —

„Höll und Teufel“, donnerte der Pole und fuhr mit der Rechten nach dem Schwertgriff: „Hohn und Spott statt der Erklärung, die ich zu verlangen berechtigt bin?“ —

„Sie soll Euch werden“, sprach Waldstein mit unerschütterlicher Ruhe, „jetzt aber laßt mich meines Weges ziehen. In der blauen Glocke sind unsere Freunde zu fröhlichem Gelage versammelt. Dort sehen wir uns wieder, und dann das Weitere. Indeß gehabt Euch wohl!“ Mit diesen Worten schritt Waldstein die Straße hinab, und war längst in dem undurchdringlichen Dunkel verschwunden, das damals noch zur Nachtzeit die Straßen der guten Stadt Nürnberg bedeckte, als der Pole, verblüfft von dem ruhigen Benehmen des jungen Studenten, den aufkochenden Zorn an dem Klopfer der Haus-

thüre ausließ, den er dreimal heftig anschlug, daß es weit in die Nacht hinaustönte.

Erschrocken humpelte Klaus, der alte Diener des Hauses die Treppe hinab und begrüßte verwundert den ihm wohlbekannten Verlobten seines Fräuleins, der bleich wie der Tod vor ihm stand und durch seine Aufregung leicht den Verdacht rechtfertigte, daß er bei dem Gelage der Herren Studiosen von Altdorf, die schon heute Nachmittag bei ihrem Einzug durch das Frauenthor die ganze Stadt in Bewegung gesetzt hatten, des Guten etwas zu viel gethan hätte. Denn obgleich er schon das akademische Leben hinter sich hatte und bereits bei einem der Consiliarien der Reichsstadt die Praxis der Rechtswissenschaft betrieb, war er doch den Freuden der Jugend nicht abhold, zu deren Genuß die Ankunft der alten Freunde von Altdorf wohl zu verlocken vermochte.

„Wo ist dein Herr?“ herrschte ihn Probiesky an, und als dieser schüchtern erwiderte, daß er zu einer Consultation bei einem schwer Erkrankten gerufen worden sei, bestürmte ihn der Pole in so heftiger Weise mit Fragen nach dem jungen Manne, der soeben das Haus verlassen, daß Klaus in seinem gefaßten Verdachte nur bestärkt werden konnte. Die Sitten jener Zeit, innerhalb des Familienlebens, waren streng und selbst dem jungen Mann, der zu der Tochter des Hauses in einem von den Eltern gebilligten Verhältniß stand, war es von dem Gebote des Anstands versagt, in so später Stunde und in Abwesenheit des Vaters oder der Mutter

einen Besuch bei der Verlobten abzustatten. Schon daß Probiesky, von seiner Eifersucht erregt, dies nicht beachtet hatte, versetzte Klaus in sichtliche Unruhe, und er zögerte unter verlegenem Räuspern lange, mit der Laterne den Fuß der Treppe zu beleuchten. Da riß ihn Anna, Gertrudens Zofe, die auf dem Söller gelauscht hatte, mit der Meldung aus der Verlegenheit, daß ihr Fräulein sich bereits in ihr Closet begeben habe und den edlen Junker morgen erwarte. —

„Morgen", rief alles um sich her vergessend Probiesky aus, „morgen will ich mit meinem guten Schwert die Frage stellen, deren Beantwortung mir heute versagt wurde, und von dieser wird es abhängen, ob mein Fuß noch einmal über diese Schwelle schreitet."

Am Morgen des dritten Tages treffen wir den Junker Albert von Waldstein in seinem nicht sehr geräumigen Quartier zu Altdorf, das mit Büchern, mathematischen Instrumenten, Erd- und Himmelsgloben, die mit Dolchen und Rappieren, Gewehren und Hetzpeitschen ein buntes Durcheinander bildeten, so überfüllt war, daß man kaum des Bewohners gewahr wurde, der in einem ledergepolsterten Stuhle vor einem mächtigen Eichentische saß, auf dem mehrere Pergamentblätter lagen, in denen der Entschlummerte gelesen zu haben schien. Daneben eine alte Handschrift, auf deren schweinsledernem Einbande man die Worte las: „von den geheimnußen der weisen philosophen." Waldstein hatte den Kopf zurückgeworfen, die Arme verschränkt, und die Füße

mit den befransten Reiterstiefeln lang ausgestreckt. Die Augen waren geschlossen und unverständliche Worte murmelte er im Schlafe vor sich hin.

Da klopfte es an die Thüre, und als nach mehrfachem Wiederholen kein „Herein“ erscholl, schob sich sachte ein altes gebücktes Männlein durch, näherte sich dem Schlummernden und sprach leise, während er ihn sanft an der Achsel berührte:

„Gestrenger Herr, wollet Euch hinunter bemühen in Euere Stube. Einer der Herren Studiosen verlangt Euch zu sprechen, es leide keinen Aufschub, sagte er, soll ich ihn herauf bescheiden, oder wollt Ihr selbst hinabkommen?“ —

„Kommen?“ murmelte Waldstein halb im Schlafe, und noch mit den Bildern des Traumes beschäftigt, der ihn umfangen hielt, — ja, zu denen, die mich rufen, weil sie unfähig sind, zu leiten, was ich geschaffen habe — ja, ich will es — nur ich vermag es! Und mit den letzten Worten richtete er sich empor, nahm eine kleine viereckige Metallplatte vom Tische, auf welcher eine radähnliche Figur mit verschiedenen räthselhaften Charakteren eingegraben war, betrachtete sie mit halbgeöffneten Augen und rief dann rasch ermuntert aus: „So muß es sich erfüllen, wie es der Talsemath mir längst verkündet.“ —

Der Diener, über seines Herrn wunderliche Reden erstaunt, glaubte seine Ermunterungsversuche aufs neue beginnen zu müssen. „Kommt zu Euch, edler Junker“ sprach er, und erfaßte des Studenten Hand, die er derb zu schütteln sich erkühnte. Aber noch immer starrte

Waldstein auf die Charaktere der Messingplatte, als plötzlich dem alten Nepomuk ein Bundesgenosse zu Hilfe kam, der es besser verstand, Waldstein aus seinem wachen Traume zu erwecken. Ein Hahn erhob in ziemlich weiter Ferne seine Stimme um den nahenden Morgen zu verkünden, und wie von einer Natter gestochen zuckte der junge Student zusammen, daß das Täfelchen seiner Hand entfiel und im Fallen ein paar Phiolen, die auf dem Fußgestelle des Tisches standen, zertrümmerte.

„Was ists“, schrie Waldstein, über dessen Glieder ein nervöses Zittern flog, „das dich um diese frühe Stunde zu mir führt? Ists Morgen schon? Noch färbt kein Strahl des Tages den Horizont.“

„Ihr könnt den Hahn nicht krähen hören, weil er Euch an den Verläugner erinnert,“ ließ sich in diesem Augenblick die Stimme Probieskys vernehmen, der am Eingang des Saales lehnte, den weiten Mantel um die Schultern geworfen, das Schwert im Arme haltend, und den Hut, mit den wallenden Federn tief in die Stirne gedrückt, auf der die rothschimmernde Ader gar deutlich verkündete, wie Haß und Rachsucht seine Brust durchtobten.

„Probiesky!“ rief Waldstein. „Oh, ich erinnere mich, Ihr kommt, zu einem blutgen Strauß mich abzuholen. Um eines Wahnes Willen, der sich in Euerem Kopfe festgenistet, lechzt Ihr nach meinem Blute. Wohlan denn, aber seht Euch vor, Probiesky, schon einmal ist auf meines Lebens Weg die Macht der Sterne schützend eingetreten. Ihr werdet sie nicht zum Lügner machen.“ —

„Genug der leeren Worte", rief Probiesky; „zum ehrlichen Zweikampf hab ich Euch gefordert in Gegenwart der Freunde bei unserem Gelag zu Nürnberg. Euere Erklärung, daß Ihr, astronomischer Studien wegen mit Dr. Rupertus verkehrt, kann mir nicht genügen, denn zweimal sah ich Euch sein Haus verlassen zu einer Zeit, wo er nicht zugegen war, und mich, den Verlobten Gertrudens, die Sitte vom Besuche des Hauses abhielt. Soll ich auch noch den Verdacht hegen, daß ein böhmischer Edelmann es vorzieht, mit eitlen Redensarten zu fechten als mit —"

„Haltet ein", unterbrach ihn Waldstein, „ich weiß, was ein Mann der Ehre schuldig ist, dessen Ahnherrn Ludwig der Bayer auf dem Felde bei Mühldorf zum Ritter schlug, — ich weiß was ich auch ohnedem der Ehre eines akademischen Bürgers pflichte — doch noch ein Wort, ehe wir die Rosse besteigen, die drunten ungeduldig wiehern: „Habt Ihr Gertruden seit jenem Abend gesprochen?" — „Nennt den Namen nicht, der ehemals meine Seligkeit, jetzt meine Hölle in sich begreift!" — rief der leidenschaftliche Pole aus.

„So wollt Ihr blindlings auf einen schwachen trügerischen Schein hin sie verdammen? Ihr seid der Reinen nicht werth, könnt Ihr auch nur für Augenblicke an ihr zweifeln!"

„Endet den Sermon, der zu nichts führt! Die Schuld versteckt sich schlecht hinter Euren stolzen Worten!"

„Nun, so sei es denn! Ihr wollt es, und es ist umsonst Eueren verblendeten Sinn zu entschleiern. Die

Sterne herrschen stets über die Geschicke der Sterblichen und ich vermag es so wenig, als Ihr in ihre Ordnung störend einzugreifen.“ —

Mit diesen Worten nahm Waldstein Hut und Handschuhe, gürtete den Degen um, und folgte dem voranpolternden Probiesky, während Nepomuk, mit dem weiten Reitermantel über dem Arme, still seufzend hinterdrein schlich.

Unten schnaubten die Rosse. Drei verhüllte Gestalten begrüßten schweigend Waldstein, der seinen kräftigen Mecklenburger bestieg und mit den Gefährten in den dämmernden Herbstmorgen hinaussprengte.

In Rupertus Hause waltete die Sorge.

Gertrude harrte in den nächsten Tagen nach jener nächtlichen Begegnung Probieskys mit Waldstein vergebens eines Besuches ihres Verlobten. — In der Stadt ging ein Gerücht von Streitigkeiten unter den Studenten bei ihrem Gelag in der blauen Glocke, und der Name Probieskys, der durch sein Verhältniß zu Rupertus Hause bekannt war, wurde mehrfach dabei genannt. Liebe Freundinnen wußten, natürlich nur in der besten Absicht, Gertruden nicht genug davon zu erzählen und wenn auch die kluge Zofe und der alte Diener die Zornesworte Probieskys bei seinem letzten Betreten des Hauses nicht über ihre Lippen kommen ließen, so konnte man ihr doch nicht verhehlen, daß von Seite des ihrem Vater befreundeten Consiliarius die Nachricht einlief, Probiesky habe für einige Tage Urlaub genom-

men, um sie in Altdorf bei seinen früheren Studiengenossen zuzubringen.

Dieses räthselhafte Verschwinden ohne Abschied und Erklärung, im Zusammenhalt mit den die Stadt durchschwirrenden Gerüchten veranlaßte einen heftigen Kampf in Gertrudens Herzen und machte schließlich die Angst und Furcht vor einem drohenden, vielleicht schon hereingebrochenen Unheil zu Siegern in demselben, die endlich einen körperlichen Zustand erzeugten, der den liebenden Vater wie den kundigen Arzt mit großer Besorgniß erfüllen mußte.

Mit dieser Sorge vereinigten sich die Befürchtungen, die Rupertus wegen des Ausbleibens des jungen Waldstein hegen mußte, den er liebgewonnen hatte, weil gleiche Neigung zu astrologischen Studien den alten Gelehrten mit dem Jüngling verband, und den er gewohnt war, mindestens allwöchentlich einmal zu sehen, um mit ihm in seinem Laboratorium zu arbeiten, oder auf der Sternwarte zu beobachten, die er auf seinem Hause am Fischbach errichtet hatte. Ihm waren die Worte Probieskys wol durch Klaus und die Zofe mitgetheilt worden, doch blieb ihm die eigentliche Veranlassung dazu räthselhaft, da er keine Ahnung von seines künftigen Eidams blinder Leidenschaftlichkeit hatte, welche durch falsche Freunde genährt wurde, und gern wäre er nach Altdorf geeilt, um sich Aufklärung zu verschaffen, wenn ihn nicht der bedenkliche Zustand seines einzigen Kindes davon zurückgehalten hätte.

Während er am Morgen des Allerheiligentages am

Bette seiner schlummernden Tochter saß, und deren Freundin Regina bemüht war, einen kühlenden Trank für die Kranke zu bereiten, klopfte es an der Thüre und als Regina sie öffnete, guckte ein schwarzbehaartes Haupt herein, das einem Bauern von Altdorf gehörte, der schon öfter Botschaft an den Doktor Rupertus gebracht, und daher im Hause wohl bekannt war.

„Was ist Euer Begehr?" fragte Rupertus und trat zu dem Boten auf den Vorplatz hinaus.

„Hab einen Brief von Doktor Schopper an Euch abzugeben, hochweiser Herr," sagte der Bauer, „sollte ihn schon gestern bringen, aber bei Fischbach hat der Schnee, so in letzter Nacht gefallen, die Wege so ungangbar gemacht, daß ich bei meinem Gevattersmann, dem Rudelbauer, um Herberg für die Nacht bitten mußte. Hoffe, Ihr werdets nicht verübeln und mir am Botenlohn nicht entgelten lassen." —

Als Rupertus den Brief entfaltete, war auf seinen Zügen die gespannte Erwartung zu lesen, die durch ein geheimes Vorgefühl dessen, was das Schreiben besagte, einen ängstlichen Ausdruck hervorrief. Seine Augen überflogen das Papier und man nahm deutlich wahr, wie sehr der Inhalt sein Inneres ergriff. Doch ermannte er sich, zwang das ernste Antlitz in ruhigere Mienen und bedeutete dem des Bescheides Harrenden, kurze Zeit zu verziehen und sich einstweilen an einem kleinen Imbiß und einem Glase Wein zu stärken, bis er einen Entschluß bezüglich der ihm gewordenen Botschaft fassen könne. —

Als er hierauf in das Gemach Gertrudens trat, um sich zunächst nach deren Befinden zu erkundigen, fand er die Jungfrau zu seiner Freude so wunderbar vom Schlafe gestärkt, daß er erkannte, ihre kräftige Natur habe bereits den Sieg über die jählings anstürmende Krankheit errungen und diese sei im vollen Rückzuge begriffen. Mit erleichtertem Herzen theilte er der Tochter mit, daß er zu einer Consultation in einem wichtigen Krankheitsfall nach der Universitätsstadt Altdorf beschieden sei und daß Regina sich bereit erklärt habe, während seiner möglichst kurzen Abwesenheit nicht von ihrem Lager zu weichen. —

„Vater, lieber Vater", lispelte mit schwacher Stimme die Kranke, „wirst Du mir Nachricht bringen von Johannes? So lange blieb er unserm Hause nie fern! Ich würde fürchten, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei, wenn nicht ein holder Traum mich beruhigt hätte. Denk' nur Väterchen, ich sah den ernsten Junker, mit dem Du in der letzten Zeit so häufig verkehrtest, geschmückt wie ein Fürst im Hermelin mit goldener Kette, an meinem Lager stehen. Er berührte wie segnend meine Stirn mit der Rechten und sprach: „Gertrude, vertrauet dem Gestirn, das Euch geleuchtet beim ersten Schritt ins Leben, es ist dem Wunsche günstig, der Euere Seele erfüllt, und wenn auch auf Augenblicke des Schicksals Wolke es verbirgt, wird es doch strahlend hell Euch durch das ganze Leben geleiten!" —

„So recht mein Kind", sprach der erfreute Vater, „laß heitere Bilder Dich umschweben, wol morgen schon

bin ich zurück, und hoffe Dich fröhlichen Herzens wieder zu begrüßen."

Gertrudens Traum, der wunderbar mit dem Horoskop zusammenstimmte, daß er in Gemeinschaft mit Waldstein erst vor kurzem ihr gestellt hatte, beschäftigte ihn auf der ganzen Fahrt nach Altdorf, zu der er sich in Begleitung des Boten sofort anschickte, und drängte die düsteren Bilder in seiner Seele zurück, die das Schreiben seines Freundes hervorgerufen hatte.

Der kurze Novembertag nahte seinem Ende. Vor dem Wirthshause zum schwarzen Bären in Altdorf hielt ein mit zwei schweißbedeckten Rossen bespanntes Fuhrwerk. — Herr Rupertus, in den wärmenden Pelz gehüllt, stieg aus und schritt der Wohnung des hochgelehrten Professors Schopper zu, die ohnweit des Collegiengebäudes lag. Als er die Treppe hinanstieg, kam ihm der Freund entgegen, der sich eben zu einer Conferenz des akademischen Senats begeben wollte, die noch heute stattfinden sollte.

„Salve, mi intime!" näselte der Herr Professor und scharrte mit den Füßen, so gut sich diese Höflichkeitsbezeugung auf der ausgetretenen Treppe ausführen ließ. „Es ist mir sehr erfreulich, Euch zu begrüßen, obschon ich das Ereigniß verwünsche, welches Euch hieher führt, sintemal dasselbe denen Feinden unserer noch jungen academiae Altorfinae wieder zu mancherlei üblen sermonibus occasionem zu geben nicht manquiren wird. Es ist mir wohlbekannt, in welchen delikaten Verhält-

nissen der edle Junker Probiesky, jetzt graduirter Licentiatus juris utriusque zu Euerer anmuthigen Tochter, der vielbelobten, tugendhaften Jungfrau Gertrudis stehet, und hielt es solchergestalt für meine Pflicht und Schuldigkeit, Euch von dem, vor dreien Tagen hier stattgefundenen Scandalo zwischen dem genannten Herrn Probiesky, den ich jederzeit als einen juvenem nobilem zu erkennen Gelegenheit hatte, und dem böhmischen Edlen Alberto a Waldstein, so hier noch denen studiis oblieget, zu unterrichten, bei welchem duello Euer Eidam in spe eine Verletzung am Kopfe erhalten, derenthalben er an das Bett gefesselt ist, und denen Göttern sehr obligirt sein darf, so ihn der Schmiß nicht länger als drei Wochen abhalten wird, seine holdselige Braut wieder heimzusuchen. — Ja, es dürfte sogar —"

„Wo find ich ihn alter Freund", unterbrach Rupertus den Redseligen, „habt die Güte und führt mich zu ihm."

„Impossibile, amice! Sintemalen ich soeben im Begriffe stehe mich zu einem Concilio senatus academiae zu begeben, manquiret es mir an der Zeit, auch würde es sich nicht ziemen, daß ich, wenn auch in Euerer respektablen Gesellschaft, einen alumnum in eigener Person besuche, der, wie hier das Faktum vorliegt, als ein Ungehorsamer gegen die leges academiae erscheint und an denen Folgen seines Vergehens darniederlieget, obgleich ich nicht in Abrede zu stellen gesonnen bin, daß sothaner Albertus Waldstein, so ich immer als einen Rebellen contra jura et mores erkannt, die Hauptschuld

an dem Vorgefallenen trage. Euer künftiger Eidam hat sein Quartier im güldenen Stern und wird gewiß erfreut sein, Euch zu sehen. Ich gehe nun, si licet, um mit den versammelten Collegen mich über den vorliegenden Casum zu berathen. Wir sehen uns ja sine dubio noch heute in Euerem Absteigquartier, wo ich Euch nach beendetem Concilio aufzusuchen nicht verfehlen werde.“ —

Und mit diesen Worten schritt der gelehrte Herr eilenden Ganges nach dem Universitätsgebäude, während Dr. Rupertus, nachdenklich über das schlechte Zeugniß, das Schopper Waldstein gab, dem Wirthshaus zum goldenen Stern zuschritt, um den Verwundeten Probiesky aufzusuchen.

Der Astronom trat in das Gemach des Verwundeten. Auf dem Ruhebett lag Probiesky, das Haupt mit Tüchern umwunden. Er sah empor, als er Jemanden eintreten hörte, dem auf sein leises Klopfen der bei Probiesky wachende Famulus die Thür öffnete, und als er Gertrudens Vater erkannte, zuckte eine schmerzliche Bewegung durch seine Mienen.

„Ihr kommt nach mir zu sehen“, sprach er mit gedrückter Stimme — „o, das ist mehr als jeder Balsam, den Ihr auf meine Wunde legen könnt, daraus erseh ich, daß Ihr mir nicht zürnt — und Gertrud? Kann sie mir verzeihen! Kann sie vergessen, daß ich an der Heiligkeit ihrer Liebe, an ihrer Treue, ihrer Tugend zweifeln konnte, um eines Nichts willen, das meine blinde

Eifersucht zu einem Schemen gestaltete, vor dem Ruhe und Ueberlegung flohen. Seitdem mich Waldsteins Stahl aufs Lager bannte, sind sie zurückgekehrt, und ich verabscheue mich selbst, daß ich mich solchem Treiben und Denken überlassen konnte.“ —

„Beruhigt Euch, mein Sohn“, sprach Rupertus. „Zwar hätte Euere wilde Leidenschaft des Schlimmen mehr verschulden können, als Ihr wähnt, — doch hat es Gott zum Besseren gelenkt —“

„Gertrude — krank?“

„Sie wars, und wohl durch Euere Schuld, doch hoff ich wird — bring ich ihr gute Nachricht —“

„Die könnt Ihr bringen, ich erlaub es Euch!“ sprach spöttisch eine tiefe Männerstimme, die dem Prosector der Universität angehörte; „ein etwas breiter Hautriß, der eher vernarben wird als unser Freund aus dem Loch kriegen darf, in das ihn unsre gestrengen Herren ohne Zweifel kriechen lassen. Doch tröstet Euch, Freund Probiesky; Euer Gegner wird wol doppelt so lang brummen müssen, und vielleicht wächst ihm auch noch die Relegation in den Garten.“

„Das wäre ungerecht,“ rief Probiesky aus, „ich trage die Hauptschuld an dem Vorfall, ich habe Waldstein gefordert, meine Aufwallung, mein unbegründeter Verdacht —“

„Ereifert Euch nicht, Bester,“ entgegnete der Chirurg und löste den Verband von Probieskys Stirne, um nach der Wunde zu sehen. „Brummen müßt Ihr auch, da hilft Euch kein Gott, aber das weiß doch die ganze

Universität und die Professoren zunächst, daß ihr ein unschuldiges Lamm seid gegen diesen Waldstein — er wird Euch genug gequält haben, bis Ihr die Geduld verloren habt.“ —

„Ich muß gestehn,“ meinte Rupertus, „was ich hier von Waldstein höre, überrascht mich aufs Höchste. Ich habe ihn stets als einen ernsten, gesetzten Jüngling erkannt.“ —

„Da seid Ihr hübsch auf dem Holzweg, Herr Doktor,“ lachte der Prosector, — „wo es gilt einen tollen Streich in der Studentenschaft auszuführen, da ist der Herr von Waldstein sicherlich vorne dran; Tagelang in den Wäldern herumzustreifen und den Herren von Nürnberg die Hasen wegzuschießen, Abends den Professoren eine Katzenmusik zu bringen, und ihnen die Fenster einzuwerfen, das sind so die Hauptgaudia des Böhmen, und der Herr Dr. Scipio Gentilis, wohlbestallter Professor der Rechtsweisheit, bei dem er Collegia über Staatsrecht hört, geht ihm darin selber mit gutem Beispiel voran. Hat doch erst vor kurzem dieser Waldstein um geringen Fehls willen seinen Diener mit dem Schwertknopf einen Hieb auf den Kopf versetzt, daß der arme Teufel beim Haar hätte ins Gras beißen müssen.“ —

„Er war ein Zwischenträger, ein Schelm an seinem Herrn,“ warf Probiesky dazwischen, „ich kenne die Geschichte, die ganze Universität nahm Partei für Waldstein.“ —

„Ja wohl, wie immer,“ entgegnete der Chirurg,

wenns gilt eine Brutalität des allgemeinen Lieblings zu beschönigen."

Dr. Rupertus verstummte diesen Enthüllungen gegenüber, die so sehr mit seines Freundes Schoppers Aeußerungen in Betreff Waldsteins übereinstimmten, und dennoch konnte er der Stimme, die für den jungen Mann in seinem Herzen sprach, nicht Schweigen gebieten.

Nach angelegtem frischen Verbande verabschiedete sich der Prosector, und auch Rupertus war eben im Begriff den künftigen Eidam zu verlassen, den er der Ruhe für bedürftig hielt, als ein großer Pudel durch die nicht ganz geschlossene Thüre hereinschnubberte, wedelnd zu Probieskys Lager lief, und die beiden Vorderpfoten auf die Bettdecke legend, den Verwundeten mit klugen Augen anblickte, als wollte er ihm den Besuch seines Herrn ankünden. Dieser folgte ihm auf dem Fuße, es war Waldstein, der kam um Probiesky zu sprechen.

„Sieh da," begann er, als er Rupertus erblickte, „mein theurer Freund und Lehrer, Ihr seht, daß ich bei unserm letzten Zusammensein auf Eurem Observatorium keinen falschen Schluß aus der Constellation des Tages zog. Ich sagte Euch, es sei ein widriges Geschick mir nahe, und all mein Widerstreben gegen seine Macht war nutzlos. — Wie geht es Euch Johannes?" fuhr er fort, zu Probiesky gewendet, indem er ihm die Hand darbot. Auf dessen Augen aber hatte sich nach dem Verband ein sanfter Schlaf gesenkt, und Waldstein trat zurück, um seine Ruhe nicht zu stören. Da berührte Rupertus leise seine Schulter: „Ich brauch Euch

nicht zu sagen, Junker," begann er, „wie sehr es mich betrübt, daß Ihr gezwungen wurdet zu diesem Handel, der Euch viel Ungemach bereiten wird."

„Seid unbesorgt," sprach lachend Waldstein, „ich bin es gewohnt, daß man mich hier als den verlornen Sohn betrachtet und mit dem allgemeinen Maßstab mißt; wills auch nicht besser haben."

„Ihr seid nicht besonders gut angeschrieben hier," bemerkte Rupertus, „zu meiner Ueberraschung mußt ich es erfahren" —

„Von diesem Schopper, dem gelehrten Pedanten und andern seines Gleichen; glaubs wohl, doch mags drum sein, ich bin zu stolz dazu, um die Gnade der weisen Herren zu betteln, die mich hassen, weil die Studentenschaft mir zugethan. Ich kam fürwahr hieher, um was zu lernen, doch erst seitdem ich Euch kennen gelernt, weiß ich was lernen heißt. Hier herrscht zur Zeit noch großer Pedantismus, der es am schlechtesten versteht, dem Uebermuth der Jugend Zaum und Zügel anzulegen. Ich hab von seltnem Glück zu sagen, daß, wie ich soeben vernahm, der hohe Universitätssenat mich wegen des kleinen Handels nur zu einer vierzehntägigen Karzerstrafe verurtheilt hat, wobei mir noch die unverdiente Ehre widerfährt, der Erste zu sein, der den neuerbauten Karzer bewohnt und ihm, dem alten Herkommen gemäß, seinen Namen geben soll."

Der Eintritt des Famulus unterbrach das Gespräch, und nachdem beide den Schlummernden seiner Obhut empfohlen, verließen sie das Gemach.

Zwei Tage später war die ganze Studentenschaft von Altdorf vor dem Universitätsgebäude versammelt. Galt es ja doch den Liebling derselben, den jungen Waldstein, seine Carcerstrafe antreten zu sehen, ein Akt der unter anderen Verhältnissen kaum Beachtung gefunden hätte, bei den obwaltenden Umständen aber sehr an Bedeutung gewann.

Es herrschte lustiges Treiben auf dem Platze; und vielleicht hätten die Studenten nicht übel Lust gehabt einen kleinen Scandal in Scene zu setzen, wenn nicht Waldstein selbst, der trotz seiner Jugend einen großen Einfluß auf die ganze akademische Bevölkerung ausübte, von jeder Demonstration ernstlich abgerathen hätte.

Plötzlich aber richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf den, mit einem großen Schlüsselbunde versehenen, langsam von der großen Pforte daherschreitenden Pedell, den kleinen Meister Nikodemus Bemperlein, schlechtweg Bemper genannt, der durch sein bedeutsames Schlüsselgeklirr und suchendes Umhersehen in der wirren Menge, am meisten aber durch das hämische Lächeln, welches seine Mundwinkel fast mit den Ohren in Berührung brachte, deutlich bekundete, mit welcher Freude er sein Opfer erwartete. .

Diese Freude gipfelte sich in einem boshaften Grinsen als Waldstein aus dem Kreise seiner Freunde trat, denn es kitzelte ihn, daß gerade diesem die Einweihung des neuen Carcers zufiel, hatte er ihn doch in Verdacht der Mörder seines alten Haushahns zu sein, der gestern unerwartet diese Welt verlassen hatte. Wer anders

konnte dem unschuldigen Federvieh nach dem Leben getrachtet haben, als der tückische Böhme, den, wie allbekannt, das Krähen eines Hahns in einen fast epileptischen Zustand versetzte. —

„Erfüllt Eure Pflicht, Meister Bemper,“ sprach Waldstein, — eben hat die Glocke neun ausgebrummt, und das ist ja die Zeit, wo ich mich laut hohem Senatsbeschluß Euch zur Verfügung stellen soll.“

„Zu Euren Diensten, edler Junker,“ krächzte Bemperlein mit höhnischem Bückling und schritt dann voran in den Collegienhof. Waldstein, dem sein treuer Pudel, „Bär“ genannt, dicht zur Seite blieb, folgte mit der lärmenden Studentenschaar.

„Allons vorwärts!“ schrie mit gewaltiger Stentorstimme ein alter Bursche einem Paar böhmischer Musikanten zu, die mit ihren verbogenen Trompeten und Hörnern eben des Weges gezogen kamen und von den Studenten jubelnd in Beschlag genommen wurden. „Blast einen fröhlichen Tusch, wenn Bruder Waldstein die Schwelle des neuen Carcers betritt, der für alle Zeit die Ehre haben soll, nach ihm benannt zu werden, wie sie weiland dem alten wohlseligen Gabriel Strumpflein zu Theil wurde!“

Unter dem gellenden Geschmetter der Trompeten war man an der Thüre des Carcers angelangt. Der Pedell drehte den Schlüssel um, knarrend that sich die schwere Eisenthüre auf und öffnete die Aussicht in das Mauergemach, das, neuerbaut mit glänzend weißem Anstrich einen freundlichern Anblick gewährte, als es sonst

wol bei Gefängnissen der Fall ist. Die Studenten jauchzten und schrieen, daß es im Hofe wiederhallte, und der Name Waldstein, der dem Carcer bleiben sollte, tönte wol hundertmal im Jubelruf der Ausgelassenen.

Waldstein aber sah finster drein, und nicht die allgemeine Lust, nicht der Anblick der Bestrebungen der Commilitonen, ihm die kurze Entbehrung der Freiheit weniger fühlbar zu machen, zu welchem Zwecke sie trotz der Protestationen Bemperleins Bücher, Weinflaschen und Becher, Brettspiele und Würfel, vor allem Tische und Bänke herbeischleppten, um das Gefängniß wohnlicher und für Besuche comfortable zu machen, konnte seine düstern Züge aufhellen, denn jeder der Studenten hütete sich wohl der Schwelle des Carcers nahe zu kommen, geschweige sie zu überschreiten.

Sein Blick flog wie zürnend über die lärmende Menge, dann packte er plötzlich mit nerviger Faust den Pudel am Halsband, und mit den donnernden Worten: „diese Höhle soll keines braven, böhmischen Edelmanns Namen führen, aber das Hundeloch soll man sie heißen für alle Zeiten, so lange diese Mauern halten!“ stieß er den Hund über die Schwelle des Carcers und schritt unmittelbar darauf unter dem weitschallenden Beifall der überraschten Studenten in das Gefängniß. —

Nach fast drei Jahrzehnten finden wir Probiesky als Freund und geheimen Rath des Herzogs von Friedland, mit seiner Gattin Gertrude am Hofe zu Sagan. Das glückliche Paar feierte im Kreise der Seinen, dem

der alte Rupertus schon seit Jahren durch den Tod entrissen worden war, den Tag, an welchem es einst vor fünf und zwanzig Jahren an den Altar der St. Lorenzkirche getreten, denselben Tag, an welchem Probiesky jene Wunde erhielt, deren blutrothe Narbe dem Antlitz des friedlichen Rechtsgelehrten einen fast kriegerischen Ausdruck verlieh. — Der zwanzigjährige Albrecht, des Herzogs Pathe, der schon als Lieutenant im kaiserlichen Heere diente, wurde von dem Feldherrn aus dem schlesischen Lager abgesandt, um dem Jubelpaare die Wünsche und Geschenke des ehemaligen Studiosen von Altdorf zu überbringen und dem schönen Feste der Seinen beizuwohnen. In fröhlicher Tafelrunde erscholl dem Herzog manch donnerndes Hoch, manch fröhlicher Trinkspruch auf das Blühen des Fürstenhauses wurde ausgebracht, und keiner der Fröhlichen gedachte des Wechsels der irdischen Dinge, der den zu so hohen Ehren gelangten Kriegshelden kaum vier Jahre später zu Eger in der Kraft seiner Mannesjahre als ein blutiges Opfer seines Ehrgeizes, der Intriguen seiner Feinde und der Verrätherei seiner Freunde fallen ließ.

Die Chroniknachrichten, welche den Stoff zu dieser kleinen Erzählung gaben, beschränken sich auf die kurze Notiz: „Der Carcer zu Altdorf ward genannt das Hundeloch (auch „der Bärenkasten“) von dem Hunde des böhmischen Edelmanns Albertus von Waldstein, des nachmaligen kaiserlichen Generals und berühmten Kriegsobersten, der zu Altdorf studirte und sich also in das Matrikelbuch ein=

schrieb: „Albertus Waldstein, Baro. Boh.“ Sie besagen ferner, daß Waldstein, „um unruhiger Händel willen,“ die er anfing, diese Carcerstrafe erleiden mußte.

Daß der kaiserliche Generalissimus Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland kurze Zeit in Altdorf studirte, wird schon in Geschichtswerken des 17. Jahrhunderts mitgetheilt, und die um die Geschichte Nürnbergs und seines Gebiets so hoch verdienten Schriftsteller Will und Murr geben darüber auf urkundliche Belege gegründete Nachrichten, stellen aber die Sage vom Carcer in Abrede. Schiller hat es nicht verschmäht sie in seinem „Wallensteins Lager“ einzuflechten, indem er den ersten Jäger von dem Abgott der Soldateska sagen läßt:

Ja, er fing's klein an und ist jetzt groß.
Zu Altdorf, im Studentenkragen
Trieb er's, mit Permiß zu sagen,
Ein wenig locker und burschikos,
Hätte seinen Famulus bald erschlagen.
Wollten ihn d'rauf die Nürnberger Herren
Mir nichts, Dir nichts ins Carcer sperren;
's war just ein neugebautes Nest,
Der erste Bewohner sollt es taufen.
Aber wie fängt ers an? Er läßt
Weislich den Pudel voran erst laufen.
Nach dem Hunde nennt sichs bis diesen Tag:
Ein rechter Kerl sich d'ran spiegeln mag.
Unter des Herrn großen Thaten allen,
Hat mir das Stückchen am besten gefallen.

Der böhmische Geschichtsforscher Palacky hat indeß in neuerer Zeit alle Sagen und Nachrichten von einem Aufenthalte Wallensteins als Student in Altdorf für Erfindungen erklärt *) und man war rasch bereit, wie das überhaupt im Geiste unserer Zeit liegt, sich von einem „geschichtlichen Irrthum" loszusagen, bis dem böhmischen Historiker ein deutscher Geschichtsforscher, der jetzige königlich bayerische Archivrath J. Baader (früher königlicher Archivconservator in Nürnberg) mit seiner Schrift: „Wallenstein als Student an der Universität Altdorf," (Nürnberg 1860, Bauer und Raspe) entgegentrat, in welcher derselbe auf Grund archivalischer Quellen (Briefe des Raths von Nürnberg an das Rektorat in Altdorf und umgekehrt, und endlich ein Brief Waldsteins selbst an den Rath von Nürnberg) darlegt, daß ein Albrecht von Waldstein vom August 1599 bis Anfang des Jahres 1600 in Altdorf als Student lebte und daselbst immatrikulirt war. Ueber die Identität dieses Waldsteins mit dem späteren Herzog von Mecklenburg und Friedland, die Palacky in Abrede stellt, ist nach Baader kein Zweifel zu hegen. Er setzt dies in seiner Schrift mit Scharfsinnigkeit auseinander und führt u. a. als ein sehr sprechendes Zeugniß dafür den Umstand

---

*) Die Behauptung Palackys, Wallenstein sei nicht als Student in Altdorf gewesen, verliert schon dadurch an Glaubwürdigkeit, als der böhmische Geschichtschreiber ein entschiedener Panslavist und Deutschenhasser ist, und bei seinen Forschungen in der böhmischen Geschichte, wie er selbst sagt, „allem Deutschen ausweicht und es nicht kennt, wo es ihm begegnet."

an, daß der Professor der Medizin in Altdorf, Doktor Rößler, mit anderen Einwohnern der Stadt im Jahr 1632 in die Gefangenschaft der Wallensteinischen Kriegsvölker kam und seine Freiheit durch ein Schreiben an das Rektorat der Universität Altdorf zu erlangen strebte, in welchem er dasselbe ersuchte, den Herzog um seine Freilassung mit der besonderen Bemerkung zu bitten, daß die Universität die Erfüllung dieser Bitte als ein „Unterpfand seines (des Herzogs) alten Wohlwollens gegen sich betrachten werde.“ Die Bitte erfolgte wol, aber ohne diese Bemerkung, da man in Beziehung auf die Maßregeln gegen den Studenten Waldstein dies taktlos finden mochte. Wallenstein beschenkte den Doktor Rößler mit einer werthvollen goldenen Kette; seine Freiheit aber erlangte derselbe erst nach der Lützener Schlacht. —

Außerdem ist zu bemerken, daß ein Verzeichniß der Studirenden von Altdorf aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts existirt, in welchem Albrecht von Waldstein schon „Wallenstein“ genannt wird, unter welchem Namen ihn die Geschichte kennt. — Ebenso erfahren wir auch durch diese Forschungen Baaders, daß der junge Waldstein in der That ein höchst unruhiger Kopf war und sich bei gar mancherlei Händeln nicht nur betheiligte, sondern selbst an die Spitze stellte, sodaß der Rath von Nürnberg sogar veranlaßt war, eine Commission nach Altdorf zu senden und derselben bewaffnete Mannschaft beizugeben. Die Commission verfuhr auf das Strengste gegen die Tumultuanten, von denen sich,

da sogar ein Mord vorgekommen war, die Rädelsführer aus dem Staube gemacht hatten. Der bei dieser Affaire mindestens betheiligte Waldstein wurde zu wiederholter Gefängnißstrafe verurtheilt und ihm der gute Rath gegeben, sich sobald als möglich aus Altdorf zu entfernen, den er auch, um der förmlichen Relegation zu entgehen, in den ersten Monaten des Jahres 1600 befolgte. Hierauf bezieht sich sein erwähntes Schreiben an den Rath von Nürnberg.

Die gespenstige Schildwacht.

Als König Gustav Adolph von Schweden im Jahre 1631 mit einem auserlesenen Heere in Deutschland erschien, um für die Sache des Protestantismus zu kämpfen, erheischte es die natürliche Politik der evangelischen Reichsstädte, Partei für ihn zu nehmen. Dies geschah denn auch von Seite Nürnbergs, das bisher dem Kaiser nicht feindlich gegenüber stand, nach dem Schicksal Magdeburgs aber wohl erkennen mußte, nach welchen Zielen der Kaiser strebte.

Nun galt es aber auch sich ernstlich zu rüsten. Die kaum hundert Jahre früher vollendeten Bollwerke der Stadt, die sich im zweiten Markgrafenkriege 1552 gegen Albrecht von Brandenburg-Culmbach so trefflich erwiesen hatten, daß der Fürst trotz seines Wüthens der Stadt selbst nichts anhaben konnte und sich wie seine Vorfahren nur auf die Verwüstung der Umgegend beschränken mußte, wurden vermehrt und mit grobem Geschütz armirt, der Schanzengürtel um die Stadt beträchtlich erweitert, sodaß die Vorstädte noch mit in die Vertheidigungslinien eingezogen werden konnten. Außer der bewaffneten Bürgerschaft, die, wie wir gesehen, in jenen Zeiten stets mit zum Kriegsdienst herangezogen

wurde und sich immer männlich bewährte, hatte die Stadt noch über ein Regiment zu Fuß und drei Reiterkompagnien (geworbene Mannschaft) zu verfügen. Als sich König Gustav Adolph der Stadt näherte, mußte sie auch schwedische Besatzung einnehmen, die ein Graf von Solms kommandirte.

Anfangs März 1631 erschien der bayerische General Tilly in der Nähe der Stadt und man fürchtete trotz der anmarschirenden Schweden eine Belagerung. Es wurden daher besonders die Schanzen auf der nordwestlichen Seite der Stadt, woher man zunächst einen Angriff zu besorgen hatte, stark besetzt, bei jedem Geschütz mußte Tag und Nacht ein Mann Wache halten, und nach den Kriegsartikeln verfiel jeder Soldat der Kugel, der sich, besonders zur Nachtzeit, eine Nachlässigkeit auf seinem Posten zu Schulden kommen ließ.

In dieser Zeit geschah es, daß sich eines Tages ein schwedischer Kanonier, Erich Rinköping, in dem Wirthshaus zu den drei Bergen am Jakobsplatze befand. Er hatte von Kameraden, die als Ergänzungsmannschaften dem Heere nachgesandt worden waren, Nachrichten von seiner Braut aus dem fernen Dalekarlien und eine Locke ihres weißblonden Haares erhalten, was ihn so fröhlich stimmte, daß er dem starken Rothbier in den drei Bergen mehr als gewöhnlich zusprach. Er war bereits mitten unter dem Lärm der Wirthsstube in die Arme des Schlummergottes gefallen, als der gestrenge Oberkonstabler eintrat und die anwesende Mannschaft mit musterndem Blicke überflog. Da tippte

er denn freilich dem schläfrigen Kanonier etwas unsanft auf die Schulter, von dem ihm seine Schreibtafel sagte, daß er von 10—12 Uhr Nachts Wache in der Sternschanze, die in den äußersten Vorwerken gegen Westen lag, zu beziehen habe. Die strenge Disciplin des schwedischen Heeres machte zwar, daß Erich Ringköping wie ein Bolz in die Höhe fuhr und in untadelhafter Haltung vor seinem Vorgesetzten stand, aber ohne einige schlangenförmige Wendungen gieng es doch nicht ab, als er mit den Kameraden zum Spittlerthor hinaus der Sternschanze zuzog.

Es war eine kalte Märznacht, als der stämmige Darlekarlier seinen Posten fern von der übrigen Mannschaft in einem Winkel der Redoute bezog und kaum hatte sich der aufführende Kanonier entfernt, als unser ehrlicher Rinköping den Einfluß der scharfen Nachtluft so mächtig spürte, daß er mit raschen Schritten an seinem Geschütz auf und abgehen mußte, um sich der wiederkehrenden Schläfrigkeit zu erwehren. Da kam er auf den unglückseligen Gedanken sich mit einem derben Schluck aus seiner Feldflasche zu stärken, die mit jenem heimischen, aus der Wurzel des Enzians gewonnenen Trank gefüllt war, an dem die schwedische Armee nicht Mangel litt. Dies genügte, um ihn jeder Widerstandsfähigkeit gegen die ihn anwandelnde Schlafsucht vollends zu berauben und wenige Minuten darauf lag er in tiefem Schlaf versunken auf der Lafette seines Geschützes.

Nun wollte es das Unglück, daß in jener Nacht eine starke Recognoscirpatrouille der bei Fürth lagern=

den Tillyschen Vorhut unter dem Schutze der finstern Nacht sich dicht an die Nürnbergischen Vorwerke heranschlich und einige Tollkühne es wagten, die Schanze zu erklimmen und das Geschützrohr mit Sand und Steinen wenigstens für den Augenblick unbrauchbar zu machen, während unser Darlekarlier unerweckbar auf der Lafette den Schlaf des Gerechten schlief und wol von den Bergen seines Vaterlandes und seiner blonden Jutta träumen mochte. Der tolle Streich gelang und die Tillyschen waren längst wieder außer Schußweite, da es auf einen Angriff nicht abgesehen sein konnte, als die Glocken der Stadt die zwölfte Stunde verkündeten und die Nachtronde antrat, um die Posten zu visitiren.

Obgleich die Vermuthung nahe liegt, daß auch die nächsten Posten es an der nöthigen Wachsamkeit fehlen ließen, um das verzweifelte Wagstück unmöglich zu machen, erzählt uns die Sage doch nur, daß die Ronde einzig unsern Kanonier schlafend angetroffen habe und daß ihm schon die Hände gefesselt waren, als er sich noch nicht ermuntert hatte.

Vielleicht wäre die treffende Bestimmung des Kriegsgesetzes doch nicht in vollster Strenge gegen ihn angewendet worden, wenn nicht die erfolgte Demontirung des Geschützes, die den Feinden sattsam Anlaß zu Spott und Hohn gab, die Schuld des Armen wesentlich erhöht und selbst die Gemüther seiner Kameraden, die unter dieser Verhöhnung mitleiden mußten, gegen ihn erbittert hätte.

So hauchte denn der Arme schon andern Tags, von schwedischen Kugeln durchbohrt, in derselben Redoute, in der er in jenen verhängnißvollen Schlaf verfiel, sein Leben aus.

In der darauffolgenden Nacht wurde ein riesiger Finnländer, der auf einer Reihe von Schlachtfeldern seinen Kriegsmuth bewährt hatte, auf den Posten der Sternschanze geführt, der dem unglücklichen Rinköping das Leben gekostet hatte. Aber ehe noch die Ronde zu ihm kam, rannte der alte Soldat wie ein Besessener durch die Schanze und allarmirte die ganze Wachtmannschaft. An allen Gliedern bebend und in nichts weniger als dienstlicher Haltung rapportirte er dem Offizier der Ronde, daß mit dem ersten Schlag der Mitternachtsstunde, der von den Thürmen der Stadt herüberklang, plötzlich ein schwarzer Hund an ihm aufgesprungen sei und sodann Rinköping, unter der Wucht eines Kanonenlaufes keuchend, den er auf der Schulter trug, vor ihm gestanden und ihm mit aufgehobenem Finger gedroht habe.

Der Finnländer sollte, trotz seiner in so vielen Schlachten bewiesenen Bravour, das Verlassen seines Postens ebenfalls mit dem Tode büßen, aber schon in der nächsten Nacht wiederholte sich der Spuk und der diesmalige Wachtposten schoß mit der Musquete nach dem Gespenst. Als ihm aber der schwarze Hund die Kugel apportirte und sein alter Landsmann und Kamerad Rinköping ihm, wie verweisend mit dem Finger drohte und

dann mit seinem Kanonenlauf ruhig von dannen ging, überkam ihm ein Grauen, das ihn zwang, dem Beispiel des Finnländers zu folgen.

Nun saßen zwei der bravsten Soldaten der schwedischen Garnison in Ketten und Banden auf der Stockwacht. Man kommandirte nun einen Korporal und vier Mann in jenen verrufenen Winkel der Sternschanze. Der Obristwachtmeister selbst begab sich noch vor Mitternacht mit der Ronde an den verhängnißvollen Platz und entsetzte sich nicht wenig, als mit dem ersten Schlag der zwölften Stunde der erschossene Rinköping mit seiner Kanone, wie aus der Erde heraufgestiegen, vor ihm stand und pflichtgemäß dem Vorgesetzten salutirte, während sein vierfüßiger Begleiter wedelnd um den gestrengen Offizier herumsprang. —

Man kam endlich auf den Gedanken, die betreffende Kanone, welche man von ihrer Ladung mit Sand und Steinen gereinigt und in der Redoute gelassen hatte, abzuführen und in der nächsten Mitternacht blieb der bei dem neuen Geschütz postirte Soldat von dem Besuche des Gespenstes verschont.

Kurze Zeit darauf zog sich Tilly vor Gustav Adolph, der mit 40,000 Mann gegen Nürnberg marschirte, nach der Oberpfalz zurück. Der König von Schweden hielt am 21. März unter dem Jubel der Bevölkerung seinen feierlichen Einzug in Nürnberg; die wegen des räthselhaften Vorfalls in der Sternschanze gefangenen Soldaten wurden freigelassen, und des gespenstigen Kanoniers

in der Sternschanze wurde in der allgemeinen Freude nicht mehr gedacht.

Als die Hauptdrangsale des Krieges an Nürnberg vorübergezogen waren, der Wachtdienst in der Stadt und vor den Thoren, der bedenklichen Zeitläufte wegen, aber immer noch ein strenger war und von der Bürgerschaft versehen werden mußte, tauchte die Sage von dem gespenstigen Schweden wieder aufs neue auf. Man wollte ihn zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gesehen haben und die Wachen erzählten sich haarsträubende Dinge von dem Gespenst. Manche wollten es mit der blutenden Wunde in der Brust, andere ohne Kopf gesehen haben, keiner aber wußte von der Kanone zu erzählen, die es bei seinem ersten Erscheinen auf der Schulter getragen hatte. Der Geist schien vielmehr zur Infanterie übergegangen zu sein, denn er hatte es hauptsächlich auf die, dieser Waffengattung angehörenden Wachtposten abgesehen, und wehe dem Musketier, den er etwa schlafend in seinem Schilderhause angetroffen hatte, denn er warf in diesem Falle nicht selten das Schilderhaus mit sammt dem Soldaten um, daß derselbe Mühe hatte, sich unter dem Gelächter seiner Kameraden darunter hervorzuarbeiten, ja einmal soll er sogar das Schilderhaus mit dem ruhigen Schläfer darin, der seinen Posten auf dem Stadtwalle hatte, in den Stadtgraben hinuntergestellt haben, wo die Schildwacht, deren Verschwinden sammt dem Schilderhaus man sich nicht erklären konnte, sehr verwundert erwachte.

Diese Sage lebte noch in der Jugendzeit des Ver-

fassers im Munde des Volkes und wurde oft erzählt, wenn man der Schwedenzeit gedachte, an welche damals noch manche Ueberbleibsel der äußeren Erdbefestigungswerke erinnerten, die den Bestrebungen für die Verschönerung der nächsten Stadtumgebung, hauptsächlich aber dem praktischen Bedürfniß der Zeit weichen mußten.

Der Schwedenkrug.

Aus der Zeit der Anwesenheit König Gustav Adolfs von Schweden in und bei Nürnberg hat sich eine Sage im Volksmunde erhalten, die nichts Uebernatürliches an sich hat und recht wohl auf einer wahren Thatsache beruhen könnte, von der sich aber durchaus in gleichzeitigen Chroniken nichts finden läßt.

Wie bekannt dienten in Gustav Adolfs Heer schon während seiner früheren Feldzüge gegen die Dänen und Polen viele Deutsche. Unter ihnen soll sich auch ein Nürnberger befunden haben, der nach seiner Heimkehr aus dem Kriege Schenkwirth in seiner Vaterstadt wurde und das Haus am untern Ecke des Pfarrgäßchens besaß, welches bis in die neuere Zeit das Schild „zur goldenen Ente" führte. Zwei alte Wandgemälde an diesem Hause, das eine eine Land-, das andere eine Seeschlacht darstellend, mögen die nächste Veranlassung zu der Sage gegeben haben, die uns weiter berichtet, daß jener Wirth und frühere Soldat unter des Schwedenkönigs Heer bei der Anwesenheit desselben in Nürnberg, auf den Gedanken kam, sich ihm als früheren Waffengefährten vorzustellen. Der König empfing den Wirth, dessen er sich als einen wackern Soldaten erin-

nerte, in der ihm eignen leutseligen Weise, forderte denselben auf sich eine Gnade auszubitten, und ließ ihn reichlich bewirthen. Aber der alte Krieger beschränkte alle seine Wünsche auf den einzigen, daß ihm sein Heldenkönig Gustavus Adolphus die Ehre eines Besuches in seiner Wirthschaft schenken möge. Diese Bitte wurde ihm freundlich gewährt, der König kam, nur von wenigen Offizieren begleitet, in die Schenke des Kriegskameraden und nahm daselbst ein Frühstück ein. Zur Erinnerung an diesen Ehrentag soll nun der Wirth die erwähnten beiden Gemälde an seinem Hause haben anbringen lassen. Sie mögen aber wol später entstanden sein, denn die Costüme erinnern mehr an die Zeit Karls des XII. Längere Zeit wurde der Pokal aus dem der König getrunken, und ein Schachspiel, dessen Figuren aus dem Blei von Schwedenkugeln geformt waren, in dem Hause aufbewahrt.

Im Jahre 1829 entschloß sich der damalige Besitzer der Wirthschaft zur goldenen Ente, Wilhelm Weiß, das Schild derselben mit der auf dem Hause ruhenden Sage in Einklang zu bringen, ließ die Gemälde, von denen aber zur Zeit nur noch das eine, die Schlacht der Schweden mit den Polen vorhanden ist, restauriren und taufte die Wirthschaft „zum Schwedenkrug“ um. Gegenwärtig ist das Haus Eigenthum eines Bäckers.

Der Apothekerlehrling.

Im Jahre 1579 wanderte ein zehnjähriges Bauernmägdlein an der Hand seiner Base der Stadt Nürnberg zu. Halbverwaist, denn seine Mutter war vor kurzem gestorben, mußte die kleine Elisabeth, wie ihr älterer Bruder, sich schon zum Dienen bei fremden Leuten bequemen, da ihr Vater, ein Bauersmann in dem markgräflichen Dorfe Brunnamberg bei Cadolzburg in den harten Kriegszeiten um Haus und Hof gekommen und gezwungen war, im Taglohn zu arbeiten, somit nur wenig für seine Kinder sorgen konnte.

Die alte Anna, die oft nach Nürnberg zu Markte fuhr, hatte ihrem kleinen Bäschen bei geringen Leuten, die nicht viel Lohn zahlen konnten, ein Dienstchen ausgemacht, und um dasselbe anzutreten, hüpfte Elisabeth mehr als sie ging mit ihr zur Stadt.

Wie erstaunte das Kind, als es die gewaltigen Kirchen mit ihren himmelanstrebenden Thürmen und die großen hochgiebeligen Häuser sah; die breiten Straßen und die vielen Menschen, die darin hin und her liefen, wie die Ameisen. Da wollte ihr anfänglich bange werden, trotz der Freude, die ihr der Anblick so vieler neuen Gegenstände machte, als sie aber in das kleine Häus=

chen ihrer Dienstherrschaft im Nonnengäßchen kam und eine freundliche Frau das kleine „Lisabethla“ mit herzlichen Worten empfing, da kam es ihr vor, als wäre das Häuslein eigens für sie gebaut worden, weil sie auch noch so klein und unansehnlich war, und sie fühlte sich bald so heimisch darin, daß ihr der Abschied von Mutter Anna bei weitem nicht so schwer wurde, als sie sichs vorgestellt hatte.

Aber der gute leichte Dienst bei der alten freundlichen Frau währte nur leider nicht lange, denn schon nach einem halben Jahre segnete dieselbe das Zeitliche und Elisabeth mußte sich nach einem andern Dienste umsehen. Sie kam in mancherlei üble Verhältnisse, in denen sie viel Mühseligkeit und Drangsal erleiden mußte, aber ihre Anstelligkeit, ihr unverdrossener Fleiß, ihre unwandelbare Treue und ihr mit Gottesfurcht gepaarter, kindlich heiterer Sinn halfen ihr aus allen Nöthen und erwarben ihr die Gunst guter Menschen, sodaß sie nach einigen Jahren, als sie etwas herangewachsen war, schon ansehnlichere Dienste erhielt, wo sich ihr die Möglichkeit darbot, ihren alten armen Vater etwas zu unterstützen; und endlich erhielt sie die Stelle einer Hausjungfer, oder sogenannten Beschließerin in einer der ersten Kaufmannsfamilien der Stadt. Hier nahm ihr Lebensgeschick eine Wendung, die sie in der Folge zu einer sehr vermöglichen Frau und zur Wohlthäterin der Armen und Waisen machte. Ihre körperliche Anmuth, ihr frohes Gemüth und ihre häuslichen Tugenden gewannen ihr nämlich die Zuneigung eines Handlungsdie-

ners dieses Kaufmannshauses, Namens Konrad Krauß, aus einer angesehenen Familie in Kitzingen stammend, der ihr im Jahre 1598 zu St. Lorenzen am Altare seine Hand reichte.

Obgleich das Ehepaar anfänglich mit schweren Sorgen zu kämpfen hatte, gelang es der Thätigkeit des Gatten sein Geschäft in Flor zu bringen, und als er 1632 starb, hinterließ er seiner Wittwe ein für die damalige Zeit höchst ansehnliches Vermögen. Zwei von den dreien, seiner glücklichen Ehe entsprossenen Kindern waren ihm schon im Tode vorausgegangen und ein Jahr später folgte ihm auch das jüngste, eine 21jährige Tochter nach, sodaß Elisabetha Krauß völlig vereinsamt und verlassen in der Welt stand. — Der gänzliche Mangel an Verwandten und Erben, denn auch ihr einziger Bruder war bald nach dem Tode des alten Vaters kinderlos gestorben, war die erste Veranlassung für Elisabeth ihr großes aus 127,000 Gulden bestehendes Vermögen zu milden und wohlthätigen Stiftungen zu verwenden. Außer einer bedeutenden Stipendienstiftung für 15 zunächst Theologie studirende Nürnberger Jünglinge, und anderen Vermächtnissen zur Speisung armer Männer und Frauen, sowie für mehrere Schulen, bestimmte sie ein Kapital von 6200 fl. für das Waisen- oder Findelhaus in Nürnberg, und diese letztere Stiftung ist es, die ihr eine Popularität verschafft hat, wie sie spätere Stifter, die dieser Anstalt ebenfalls bedeutende, ja sogar größere Summen vermacht haben, wie z. B. der Kaufmann Andreas Adam Rost, der im Jahre 1781

der Findel ein Vermächtniß von 12,640 fl. zuwandte, nicht erreicht haben. Freilich war sie die erste größere Wohlthäterin des Waisenhauses und ihr Stiftungskapital, dem damaligen Geldwerthe nach, ein immerhin sehr bedeutendes. — Elisabetha Krauß starb am 5. April 1639 und wurde mit großen Feierlichkeiten zur Ruhe bestattet.

Zu der fortwährenden Auffrischung ihres Andenkens trug wohl viel die von ihr testamentarisch angeordnete Feier des Johannistages in ihrem ebenfalls zu Stiftungszwecken dienendem Hause bei. Die Kinder wurden in ihren Waisenhausfestkleidern, die für die Knaben in einen rothen Rock mit weißer Halsbinde, rothen Hosen und Strümpfen, und für die Mädchen in einem gleichfalls rothen Rock, mit weißer Schürze und weißem Halstuch, bestanden, mit Kränzen auf dem Haupte in das Stiftungshaus geführt, woselbst sie nach Absingung eines Kirchenliedes gespeist wurden. Diese Festmahlzeit wurde nach einem sehr respektabeln Küchenzettel abgehalten, den wir, wie er in der Stiftungsurkunde enthalten ist, mittheilen. Jedes Kind bekam eine Schüssel Suppe, ein Stück Rindfleisch, dann Kalbs-, Lamms- oder Schweinsbraten, eine Bratwurst (die damals noch von ansehnlicherer Größe gewesen sein mag, als gegenwärtig), zwei Semmeln, ein halb Seidlein Wein und Bier „so viel ein Jedes zu trinken beliebet.“ Den andern Tag erhielt zur Nachfeier noch jedes Kind ein halb Seidlein Meth, zu jener Zeit ein noch sehr beliebtes und bei Festlichkeiten besonders häufig vorkommendes Getränk.

Zugleich fand an diesem Tage auch ein Festmahl für die Stiftungsexekutoren und die Findeleltern, für die Lehrer der Anstalt u. a. statt. Später wurde mit dieser Feier auch eine Prozession der Waisenkinder nach dem Grabe der Stifterin auf dem St. Rochuskirchhof verbunden, wobei die Kinder in der Morgenfrühe des Johannistages, von dem, in den Räumen des aufgehobenen Barfüßerklosters befindlichen Waisenhause aus, an dem Hause der Stifterin in der Kaiserstraße *), das mit ihrem blumengeschmückten Bildniß geziert war, vorüber, unter Absingung geistlicher und kindlich-weltlicher Lieder nach der Ruhestätte ihrer Wohlthäterin zogen, wo eine entsprechende Feierlichkeit stattfand.

Die Prozession, welche, (wie auch das Festmahl für die Waisenkinder in dem auf Anregung und mit höchst thätiger Unterstützung des 1846 verstorbenen Buchhändlers und Magistrathsraths Dr. Fr. Campe erweiterten Waisenhause) noch jetzt alljährlich stattfindet, gab zu einer Sage Veranlassung, die noch gänzlich unverwischt im Gedächtniß des Volkes lebt.

An dem, wenn man von der Kaiserstraße aus die Karlsbrücke **) hinabgeht, links liegenden Eckhause ist noch heut zu Tage ein Männlein oder Knabe angebracht, der an einem großen Apothekermörser steht, und, sowie der Zug der Findelkinder an dem Hause vorüberkommt, mit großem Eifer den Stößel in Bewegung setzt.

---

*) Jetzt Kaufmann Heinlein'sches Haus.

**) Ehemals A-B-C-Brücke; von den früher auf ihr angebrachten, nach dem Alphabet bezeichneten Kramläden so genannt.

Da erzählt sich denn nun das Volk, dieser eifrige Stößer sei Lehrling in der damals in jenem Hause befindlichen Apotheke gewesen. Andere setzen, um seine ohnedies entschuldbare Neugierde noch mehr zu beschönigen, hinzu, er wäre als Findling im Waisenhause erzogen worden, und habe dem Drange nicht widerstehen können, als der Zug der Waisenkinder herankam, von seiner Arbeit wegzulaufen, um ihn mit anzusehen. Darüber sei nun sein Herr in so gewaltigen Zorn gerathen, daß er die schwere Mörserkeule ergriff und dem armen Knaben einen Schlag über den Kopf versetzte, der ihn augenblicklich tödtete. Zum Wahrzeichen dieser traurigen Begebenheit soll an dem betreffenden Hause der unglückliche Apothekerlehrling an seinem Mörser stehend abgebildet worden sein, wie er sich aufs Eifrigste befleißigt seiner Arbeit vorzustehen, wenn der Zug der Findelkinder vorüberkommt. —

Die sich jedem Unbefangenen aufdrängende Wahrscheinlichkeit, daß die ganze Figur eben nichts Anderes zu bedeuten habe, als das Schild oder Zeichen der Apotheke, wie seit alter Zeit und noch bis zur Stunde fast jede pharmazeutische Offizin ein solches führt, hat der Sage keinen Eintrag thun können.

Eine markgräfliche Jagd.

Außer ihren blutigen und verderblichen Kriegen hatten die Herren Markgrafen von Brandenburg Jahrhunderte lang Häkeleien mit der Stadt Nürnberg, zu denen besonders ihre Streitigkeiten über die Jagdgerechtigkeit gehörten, welche sie bis an die Thore Nürnbergs in Anspruch zu nehmen sich nicht entblödeten. Je mehr Papier darüber verschrieben wurde, desto hartnäckiger bestanden die Markgrafen auf ihrem vermeintlichen Recht, und um dies den Nürnbergern recht handgreiflich zu beweisen, unternahm der Markgraf Georg Wilhelm im Jahre 1717 eine große Jagd dicht vor den Thoren von Nürnberg, die ein so auffallendes Beispiel von dem grenzenlosen Uebermuth der damaligen kleinen deutschen Reichsfürsten ist, daß wir nicht umhin können, eine kurze Beschreibung dieses hochfürstlichen Handstreichs unsern Lesern mitzutheilen.

Der Herr Markgraf rüstete sich zu dieser Jagd als ob er es auf einen Angriff der Stadt selbst abgesehen hätte. Er zog ein Corps von 400 Soldaten verschiedener Waffengattungen bei Erlangen zusammen, das er mit hinlänglicher Munition, die Grenadiere sogar mit Granaten, versehen ließ, bot alle Jäger und eine große

Menge Bauern der Umgegend auf und zog mit dieser kleinen Armee in der Nacht vom 25. auf den 26. Juli gen Nürnberg, wobei er sich aber besonders darauf capricirte, ja die Landstraße nicht zu berühren, sondern auf dem kürzesten Weg über die noch nicht abgeernteten, oder die frisch angebauten Felder hin, gleichwie in Feindesland, seine Schaaren zu führen. Da er nun aber wohl erachten konnte, daß die Hasen, geschweige denn anderes Wild, nicht eben vor den Thoren der Stadt herumlaufen würden, und er gerade dort sein Jagdterritorium beanspruchte, so war er auf den genialen Einfall gerathen, ein paar Dutzend Hasen von seinen Bauern lebendig einfangen zu lassen, die in Säcke gesteckt und wie ihre Feinde, die Hunde, auf Wägen mitgeführt wurden.

Als nun das markgräfliche Heer, an dessen Spitze sich der Markgraf mit seinem ganzen Hofstaate befand, worunter der Hofmarschall Christoph Ernst von Bassewitz und der Oberjägermeister von Benkendorf, an den äußersten Linien von Nürnberg, zwischen Groß- und Kleinreuth angekommen war, die, da man sich mitten im Frieden keines Feindes versah, nur von einigen Wachtposten besetzt waren, ließ er die Fußtruppen das Bajonnet aufstecken, zog den Degen und kommandirte sie in eigener Person zum Sturm. Die Nürnberger Milizwachen, schwach an der Zahl und eines solchen Ueberfalls nicht gewärtig, mußten sich dieser tapferen Schaar gegenüber natürlich zurückziehen, die Schanzen wurden genommen, und in Besitz derselben ließ man die

Hasen und Hunde los, worauf denn der Jagdspektakel über die Felder hinzog, und der Markgraf den Nürnbergern „durch die That bewies, daß er, wenn auch nicht das Recht, doch auf ächt ritterliche, den Zeiten des Faustrechts gewiß nicht unwürdige Weise, den Muth habe, vor den Thoren Nürnbergs zu jagen." *)

Die Klage der Nürnberger über diesen Landfriedensbruch bei Kaiser Karl VI. hatte ein „Kaiserlich Allerhöchstes Poenal-Mandat d. d. Wien den 17. May 1718" (10 Monate nach dem hochfürstlichen Spaß) zu Folge, von welchem wir nur den Schluß mittheilen, da der übrige Theil des Schriftstücks nur den schon mitgetheilten Thatbestand in der breiten Weise jener Zeit erzählt. „Gebieten demnach Dero Lbden", endet das Mandat, „und Euch mitbeklagten, Hoff- und Kriegs-Offizieren Miliz, Jägern und Bedienten von Röm. Kayserl. Macht bey Pön fünffzig Mark löthigen Goldes, halb in Unsere Kayserl. Cammer, und den anderen halben Theil, klagenden Burgermeister und Rath zu Nürnberg, unnachläßig zu bezahlen hiemit Ernstlich, und wollen, daß Sie also gleich, nach insinuir- und Verkündigung Unsers Kayserl. Gebotts die durch sothane, unbefugte und gewaltthätige Bejagung der Nürnbergischen Feldern, denen Ihrigen zugefügten schaden vollkommentlich ersetzen, restituiren und guth machen, sich auch in Zukunft der-

---

*) Siehe Album des literarischen Vereins in Nürnberg, Jahrg. 1846. „Die von Markgraf Georg Wilhelm 1717 bei Nürnberg angestellte Jagd von Dr. M. M. Mayer." S. 101.

gleichen turbationen, Feindseligkeiten und offentlicher Gewaltsahmen überziehung, gänzlichen enthalten, äußeren und entschlagen, dann Klägern, dero Angehörige und Unterthanen in keine weege mehr beschädigen, beleidigen, noch beunruhigen, sondern sich in allen, der wohlhergebrachten observanz und Billigkeit gemäß halten, richten, und daran begnügen, diesem allem also und zu wider nicht thuen noch hierinnen säumig oder ungehorsamb sein als lieb Dero Lbden und Euch ist, obbestimmte pöen und Unsere Kayserl. Ungnade zu Vermeiden, das meynen wir Ernstlich.

Geben in Unßerer Stadt Wienn, den Siebenzehenden Maii, Anno Siebenzehen Hundert und achtzehen: Unserer Reiche des Römischen im Siebenden, des Hispanischen im fünffzehenden, des Hungarischen und Böhmischen aber im achten. Karl." &c.

Umzüge und Tänze der Zünfte in Nürnberg.

In einer Zeit, die das alte Zunftwesen zu Grabe getragen hat, dürfte es wohl erlaubt sein, einen Rückblick auf die damaligen Umzüge und Tänze der Handwerksgenossen zu werfen, die einen beträchtlichen Theil der öffentlichen Vergnügungen in Nürnberg, wie überhaupt in den Reichsstädten, ausmachten. Die Privilegien, welche den Gewerben zu diesen Aufzügen ertheilt wurden, spielen in ihren Motiven auch theilweise in das Gebiet der Sage. Dies ist zunächst bei dem Gewerbe der Tuchmacher der Fall, und wir beginnen unsere Umschau mit einer kurzen Beschreibung ihrer Umzüge, wie sie dieselben in den Jahren 1652, 1688, 1707, 1722 und 1768 mit besonderer Pracht gehalten. —

Diese Umzüge fanden stets nach Neujahr an drei aufeinanderfolgenden Tagen, im Jahre 1768 am 11., 12. und 13. Januar, statt, und bewegten sich in folgender Ordnung durch die Stadt nach Wöhrd. 1) Das Wappen der Tuchmacher (Krone und Scepter, darunter zwei ins Kreuz gelegte Schuß-Spuhlen, von je einem Burgundischen Kreuz beseitet. Darunter ein Kartspahn). 2) Ein Korporal mit 2 Soldaten. 3) Die Musikanten. 4) Der Kellner mit einem Pokal voll rothen Weins.

5) Zwölf Knaben mit goldenen Bechern. 6) Der Umsager in seinem Ornat. 7) Der Fähndrich mit der Staatsfahne, darauf ein Mohr abgebildet. 8) Ein Meister von zwei Platzgesellen begleitet. 9) Der Ladenschreiber von zwei Gesellen geführt. 10) Ein Ladengesell mit dem Scepter. 11) Ein Ladengesell mit der Kron. 12) Der zweite Fähndrich. 13) Zwei Gesellen mit dem ersten, 14) Zwei andere mit dem zweiten Burgundischen Kreuz. 15) Der vierte Ladengesell mit dem Willkommbecher. 16) Drei Gesellen mit Schenk- und Weinkannen. 17) Der zinnerne Willkomm, von zwei Mann begleitet. 18) Der Gesellenbecher. 19) Die Schußspuhlen. 20) Der Kartspahn von Gesellen getragen. 21) Die Brüderschaft je zwei und zwei in weißen Mänteln und Hosen mit Federhüten und Degen. 22) Zwei Soldaten schließen den Zug. — Im Rathhaus zu Wöhrd angelangt, wurde daselbst ein Tanz aufgeführt, der gewissermaßen der offizielle Theil der Feierlichkeit war, und dann begab sich der Zug in das Wirthshaus zum goldenen Schwanen, wo drei Tage hintereinander Schmauß, Gelag und Tanz abwechselten. Diese Festlichkeiten sollen ihren Ursprung durch ein Privilegium Kaiser Karls V. erhalten haben, den die Nürnberger Tuchmacher auf seinem Kriegszug gegen die Barbaresken begleiteten. Nach der Sage hätten die Tuchmacher, (wahrscheinlich sämmtliche deutsche und Niederländer Tuchmacher) ein ganzes Regiment gebildet, das als eine Art Leibgarde des Kaisers betrachtet wurde, und unter dem Feldherrn Cortesio treulich dazu mithalf, „daß das ganze Königreich (Tunis)

in die Gewalt des Kaisers fiel“; zum Gedächtniß daran verlieh derselbe den Tuchmachern das Recht, einen Mohren in ihrer Fahne und in ihrem Wappen Krone und Scepter zu führen. — Als Kaiser Karl, erzählt die Sage, aus Afrika nach Italien zurückgekommen war, und mit den Franzosen unter Franz I. im Kriege lag, wandte er sich wieder zu den Tuchmachern und erließ folgenden Aufruf an dieselben: „Ich habe euch herzlich werth, und ist mir leid für euch, indem ich vermeinet, wir hätten dieses Mal Ungemach und Gefahr genug überstanden. So sei es denn noch einmal, wie mein Symbolum allezeit ist: plus ultra! Kämpfet weiter. Ich habe euch Macht gegeben, Kron und Scepter auf eueren Herbergen zu führen, ich will euch auch die Burgundischen Kreuze darzu verehren, wenn ihr euch abermal ritterlich haltet und meine Feinde überwinden helfet.“ Die Chronik setzt hinzu, „daß die Tuchmacher darauf den Herzog (von Burgund) so tapfer angegriffen, daß im dritten Angriff nicht nur seine ganze Armee zertrennet und geschlagen, sondern er selbst gefangen worden und bei seiner Majestät Gnade suchen müssen.“ —

Die Messerschmiede, oder wie sie früher genannt wurden „die Messerer“ erwarben sich zugleich mit den Metzgern die Erlaubniß zu öffentlichen Umzügen und Tänzen in der Zeit des Aufstandes von 1348 und 1349 durch ihre aufopfernde Treue gegen den alten Rath. (S. Seite 85.) Den Hauptheil ihres alljährlichen, um Fastnacht stattgehabten Umzuges bildete der ihrem Gewerbe entsprechende Fechtertanz auf erhobenen Schil-

den, den sie vor dem Rathhaus ausführten. Außer diesem Schwerttanz stellten sie auch einen Hochzeitszug vor, bei welchem eine Meisterstochter als sogenannte „Kronbraut" mit ihren Gespielinnen und Kranzjungfrauen, wie bei den Hochzeiten der Geschlechter erschien.

In den „Materialien zur Nürnbergischen Geschichte" von Professor Siebenkees in Altdorf, wird aus einer gleichzeitigen Chronik folgendes über die Aufzüge der Messerer erzählt, das sich am besten in der Sprache jener Zeit geben läßt, und ein gar treues Kulturbild derselben ist. „1613, an der Ascher Mittwoch, sind die Meßerschmidts Gesellen ins fleischbrücken Bad gangen, Nachmals wol gebutzt, mit Iren seiten wehren mit Trummeln und Pfeiffen in der Statt umbgangen, große Teller mit Küchlein vnd sultzen, welche Ihnen der meister im Bad nach altem gebrauch geben, vnd große schenck Kandeln mit Wein, vnd fast Jeder ein schön übergüldet Drinkgeschirr getragen, vnd das mittagmahl bey Irem Vater vf der Herberg zum Silbern Visch neben dem weißen Thurn gehalten, Sind derselben drey Tisch geweßen, denen Jr Vater vnd Wirth vf drey Richt, Als sawer Kraut, vnd schweinen fleisch darunter, danach versottene (gesottene) Kopen neben grunem (frischem) und geraucherten fleische, vnd letztlich ein stattlich gebratens, alleins in die Kuchen gerechnet 50 fl. vnd in allem für eine malzeit 75 fl., das eine Person vf 25 Patzen Komen, welche sie vf die 20 fl, die sie in Irer Laden zum Vortheill gehabt, Alsbaldt bezalt, vnd nach eingenommener Mahlzeit darvff dieselbe mittwoch, wie

auch den Donnerstag hernach, Iren Dantz mit den messerers töchtern und Maigdten vor dem gemelten Wirthshaus vf der Gaßen gehalten." Ziemlich indiskret wird ferner mitgetheilt: „1614 sind die Messerers gesellen von Ihrer Alten Herberg bey dem Silbern Fisch in der Breiten gaßen aus vnd zum Zirkelwirth beim Werther thurlein eingezogen, weil sie aber Ihrem Vatter derselben Herberg 454 fl. schuldig, hat er sie nicht wollen ausziehen lassen, Sie bezalten ihn den zuvor, darvf sie dem Herrn Burgermeister angelobt, denselben vf Kunftig Allerheiligen zu bezallen, darvf er sie hinziehen lassen, die haben nachmals Iren Tanz bey demselben Zirkelwirth gehalten zween Tage, vnd gleichfalls ein starcken Bären angebunden." —

Die Umzüge und Tänze hielten die Messerer anfangs alle sieben Jahre, da sie große Unkosten verursachten, die, wie wir gehört haben, das Gewerb in Schulden stürzten. Später haben sie dieselben mit etwas weniger Aufwand auch in kürzeren Zeiträumen veranstaltet.

Die Metzger datiren ihren Tanz und Umzug mit einer großen Wurst, wie schon erwähnt, ebenfalls von dem Aufruhr von 1348 her. Zur besondern Belustigung liefen zwei Narren vor dem Zuge her, die über und über mit Kälberschwänzen behangen waren und mit ihren Pritschen und Narrenkolben rechts und links Hiebe austheilten um Platz zu machen.

Auch von dem Metzgerumgang sind uns ergötzliche Beschreibungen und bildliche Darstellungen erhalten. Die Einzelheiten dieser Schilderungen sind zu ergötzlich und

bezeichnend für die Volkssitten jener Tage, als daß wir uns versagen könnten, sie in ihrer ganzen Naivität mitzutheilen.

„1614 an der aschen mittwoch den 9. Marcy sind die Rindern und schweinen geschworne *) und die andern Eltesten Erbarn meister desselben Rathsmässigen Metzger Handwerks mit einander zum Juncker Endres Flick in der obern schmiedgaßen, und zum Junker Hans Hermann Ebner in der Zißel- (jetzt Albr. Dürer-) Gaßen, als den zweien in dieser Zeit verordneten Stadt- und Landpfendern in einer feinen Ordnung, und die 6 Statt Pfeiffer in Iren Rotten Röcken, welche zusammen musicirt und geblaßen und 6 Stattknecht mit der Farb (d. h. in ihrer städtischen Uniform) nebenher, und auß der Zißelgaßen über die vordere Füll, vor das Rathhauße, über die Fleischbrucken, und unter den Huttern (Kaiserstraße) hinauf zum Köpflesberg (ihrem Hauptlagerplatz und Standort während des Aufstands) gangen, und daselbst eine stattliche Malzeit zu mittage gehalten, die Metzgersknechte, welche mit den meistern nicht gangen, haben sich getheilet. Die „„Rindern““ sind mit Sackpfeiffen und schalmeyen in der Statt umbgangen und haben Iren Tanz mit Irem Oechslein bey dem Martin Drummer, Gunzenhaußer genannt, Neben Sanct Martha beim Frauenthor gehabt. Die „„schweinen““ Metzgersknechte aber sind auch mit schalmeyen und Sackpfeiffen in der Stadt umbgangen, und haben eine Wurst von

*) Die verpflichteten Vorgeher des Gewerbs der Rind- und Schweinemetzger.

gutem Bratwurstzeug 493 Ellen lang, welche sie gern auf 500 gebracht, ist ihnen aber am gedärm zerrunnen, welche Wurst Ihr funffe, mit Namen Hanß Würffel, Cunradt Pfefferla, Georg Peßler, Mathes Würffel der Jünger, und Lienhardt Haller, in funff stunden bey dem Peter Leupold schweinen Metzger in der Breiten gaßen gemacht, die aber, so die Drümmer an der Wurst zusammengestoßen, das sie lang worden, hießen mit Namen Michel Leupold und Hanß Dietterich. Dazu sind komen 183 pfund lauter gut schweinen fleisch und speck, und darunter (wurde) gethan, 20 Pfund gantzer pfeffer, das Pfund umb 10 Patzen, das dieselbe Wurst bey die 40 fl. mag gestanden haben, und anderthalb pfund Muscatblue."

Auch die Träger dieses Wurstungeheuers, das, wie ein Schiffstau um eine weiß und roth angestrichene Stange gewickelt war, die in der Mitte mit zwei Eisen zusammen gefaßt war, daß sie biegsam wurde, wenn der Zug um eine Straßenecke ging, sind der Nachwelt aufbewahrt; sie hießen: „Lorenz Frosch, Hanß Schwartmeß, Niclaus Schneider, Christoff Pfefferla, Hans Starkgraff, Georg Pfefferla, Peter Fleischmann, Georg Baur, Paulus Mair, Jakob Kalb, Conradt Prager und Hanns Baumann." Wir glauben es dem Chronikschreiber gern, wenn er uns sagt, es sey „von Mans- und Weibs-Personen, von Jungen und Alten, von großen und Kleinen ein großes Zulauffen und getrang in allen gaßen gewest, und Jedermann die große lange Wurst sehen wollen, wie denn in Wahrheit dieselbe Wurst mit Ver-

wunderung, Als von Jungen Leuten erdacht und gemacht, wol zu sehen gewest.“ — Nach vollbrachtem Umzug wurde das Meisterwerk zerschnitten, und etliche Ellen davon den Mitgliedern des Raths „verehrt,“ das Uebrige aber bey dem Tanz im Wirthshaus zur „Ploben Flaschen am Kolen Markh“ unter allgemeiner Fröhlichkeit verzehrt.

Solche Umzüge hielten die Metzger 1624, 1688, wo sie eine Wurst von 658 Ellen 514 Pfund schwer an einer 49 Schuh langen Stange trugen, 1669 und 1683.

Der Umzug der Schreiner zeichnete sich durch Nachahmung militärischer Ordnung und Gebräuche aus. Sie bildeten eine Compagnie mit Hauptmann, Lieutenant und Fähndrich. Die eine ihrer Fahnen bestand aus gefärbten Hobelspänen, die andere aus Silbersendel mit dem Stadtwappen. Ihre Hosen, Wämmser und Hüte waren ebenfalls künstlich von gemalten Hobelspänen verfertigt und ihre Waffen, Gewehre, Schwerter und Spieße von Holz. Ein anderer Theil der Gesellen trug alle zum Handwerk gehörigen Werkzeuge, ein kunstvoll gearbeitetes Portal, Säulen, Scepter und Reichsapfel. Die lustigen Figuren ihres Zuges waren ein Bauer und eine Bäuerin, mit denen sie eine possierliche Comödie aufführten, bei welcher der Bauer fleißig mit dem Hobel bearbeitet wurde.

Die Rothschmiede wollten das alte Schönbartlaufen und den mittelalterlichen Mummenschanz wieder ins Leben rufen und zogen im Jahre 1615 in allerlei komischen Anzügen, mit Larven vor dem Gesicht, am Rath-

haus vorüber, welches Unterfangen aber ein ehrbarer Rath sehr übel vermerkte und ihnen alsbald gebieten ließ, „den Schönbart hinwegzuthun und mit offenem Gesicht zu lauffen.“ — Seitdem der Prediger Osiander, der bei dem 1539 gehaltenen Schönbartslaufen der Geschlechter Ursache hatte, sich verspottet zu glauben, es beim Rathe durchgesetzt hatte, daß keine solche Fastnachtsbelustigung mehr stattfinden durfte, wurde von Seite der Geistlichkeit streng darüber gewacht, daß der Rath das Verbot, mit Larven und in Vermummung durch die Straßen zu ziehen, aufrecht erhielt. So war auch in jenem Jahr am Sonntag vor Fastnacht „gegen das vermummen und verkappen ernstlichen“ gepredigt worden, und der Rath gründete sein Verbot darauf, „daß der häsliche schönbart eine Teufelslarve und große sünde sey, indem kein mensch, der Gottes Eben Bild, Gott seinem schöpffer zu schmach und unehrn, mit großem abscheu und ergernuß sich in ein teufelsgestalt verstellen, und damit das bitter Leiden seines erlösers Jesu Christi, der auch in seiner Passion vermummt und verkappet worden, schmehen solle, darnach wegen der Kleinen Kinder, das dieselben nicht erschrecken und forchtsam gemacht wurden u. s. w.“

Den Schneidern ist es gleichfalls übel ergangen. Ihr Festzug, den sie am zweiten Pfingsttag 1620 halten wollten, wie seit vielen Jahren vorher, wurde derselbe vom Rath „wegen des gefehrlichen Zustands und Kriegswesen Im Römischen Reich vom Rathhaus herab verruffen und bey 50 fl. straff verbotten,“ und

später ist in den Chroniken keine Rede mehr von einem Umzug derselben.

Dagegen waren die Zirkelschmiede, ein bis in die neueste Zeit in Nürnberg hochberühmtes Gewerbe, sehr vergnügt bei einem Tanz, den sie noch im Jahre 1681, den 15. Juli auf dem Laufer Platz gehalten, wo sie eine große Laubenhütte etliche Schuh hoch aufgerichtet, darin die Pfeifer gesessen. Oben stand ein Mann von Holz, welcher in der einen Hand das Handwerksschild, in der andern einen Zirkel hielt. Darunter war das Lob des Zirkels und was für treffliche Sachen man damit machen könne, in Reimen angebracht. Sie tanzten drei Tage auf dem Laufer Platz, und Meister und Gesellen zogen Vormittags schön gekleidet, mit Federhüten in der Stadt herum, wobei sie einen großen Zirkel und viele Becher trugen. — Zur Zeit der Frühlings Tag- und Nachtgleiche, hielten die Rothschmiede auch einen Umzug, wobei sie „das Licht ins Wasser trugen“, zum Zeichen, daß jetzt das „Lichtarbeiten“ aufhörte.

Die Plattner (Blechschmiede, Harnischmacher) führten zu Fastnacht ein Turnier auf, wobei sie statt auf Pferden auf hohen Stühlen mit vier Rädlein saßen, die sie von ihren Jungen ziehen ließen und dann „einander abräumten“, d. h. sich mit Stangen, die vorne mit einem Ballen versehen waren, damit kein Unglück geschehen konnte, gegenseitig von ihrem Sitze hinabzustoßen versuchten.

Einen ähnlichen Kampf, aber wie es ihr Gewerbe mit sich brachte zu Wasser auf Kähnen, führten die

Fischer zuweilen aus. In den Jahren 1604, 1671 und 1704 fanden solche Fischerstechen auf der Pegnitz statt. In den Jahren 1818 und 19 suchten die Rothschmiede diese „Burgerlust“ wieder ins Leben zu rufen, aber eine Wiederholung kam seitdem nicht mehr zu Stande. — Die öffentlichen Vergnügungen der Gewerbe kamen überhaupt schon im achtzehnten Jahrhundert sehr in Abnahme. Während des dreißigjährigen Krieges lagen sie in Folge der allgemeinen Noth ganz darnieder und als man sie endlich wieder aufnahm, zeigte sich, daß der rechte Sinn dafür verloren gegangen war. Nur bei dem Wechsel einer Herberge, bei dem Umzug eines Gewerbes aus einem bisher von ihm zur Aufbewahrung seiner Lade, Ausübung seiner Handwerksgebräuche und Unterkunft der fremden Gesellen bestimmten Gasthause in ein anderes, hielt man noch bis in die letzten Zeiten der alten Gewerbsverbände an der Ausführung eines festlichen Aufzuges fest, bei dem man wol hie und da auf die alten Gebräuche zurückkam, endlich aber doch vor der herrschenden Geschmacksrichtung weichen mußte. —

Bei den vom Jahre 1826 bis 1842 ununterbrochen in Nürnberg alljährlich abgehaltenen Volksfesten wurden die Gewerbe zur Theilnahme herangezogen, um dem Festzug den gewünschten bürgerlichen Charakter zu geben. In der That waren sie durch ihre, theils aus älterer Zeit stammenden, theils neuerworbenen Fahnen, die stets von mittelalterlich kostümirten kräftigen Gestalten getragen wurden, und ihre stattliche Anzahl,

eine wesentliche Zierde und Unterstützung des Festzuges; man versuchte auch die alten Tänze wieder ins Leben zu rufen, wie z. B. 1830 ein Reiftanz der Büttner (Küfer) von dem damaligen Tanzlehrer Kleining sehr geschickt arrangirt, stattfand,*) aber man kam bei alledem nicht über die Versuche hinaus. Die Zeit des Zunftwesens und seiner Sitten und Gebräuche war für immer dahin. Meister und Gesellen traten in geschäftlicher und geselliger Beziehung in ein ganz anderes Verhältniß zu einander und die alte Verbindung, die der gewaltige Aufschwung des industriellen Lebens schon längst gelockert, mußte vollends in sich selbst zerfallen, um in unseren Tagen einer Gemeinschaft der Gewerbe im Sinne der Zeit, und ihren Anforderungen entsprechend, Platz zu machen. Wenn irgendeiner dieser Aufzüge dem wahren volksthümlichen Charakter nahe kam, so war es wohl der am 2. Juli 1855 bei Anwesenheit des Königs Max II. stattgehabte Zug sämmtlicher Gewerbe der Stadt nach der königlichen (alten Reichs-) Burg, um dem verehrten Königspaar die bei Bezug einer neuen Wohnung üblichen „Hausschenken" zu überbringen. Bei dieser Gelegenheit sind die Nürnberger Gewerbe zum letztenmale in ihrer Gesammtheit in die Oeffentlichkeit getreten und die kurze Erwähnung dieses Aufzuges möge daher auch den Schluß dieser Uebersicht bilden.

*) Bei der Enthüllungsfeier des Hans Sachs-Denkmals in Nürnberg, am Johannistage 1874, wurde ein solcher Tanz, arrangirt vom Tanzlehrer Heidner, wieder aufgeführt.

Nachlese.

Außer den Sagen, die mindestens einen geschichtlichen Hintergrund haben, werden von Nürnberg auch noch manche andere erwähnt, denen größtentheils die Originalität abgesprochen werden muß, weil sie auch anderswo in etwas veränderter Art vorkommen, und nur bezüglich des Orts und der Personen verschieden sind.

So soll Karl der Große, den die deutsche Sage im Untersberg, wie Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser sitzen, und besserer Zeiten des deutschen Reiches harren läßt, auch in dem Brunnen der Nürnberger Burg hausen, der so tief ist, daß man ein „Vater unser" beten kann, bis man einen hinabgeworfenen Stein in sein Wasser fallen hört. Um sich Gewißheit zu verschaffen, daß der Kaiser wirklich in diesem Brunnen weile, soll man einmal einen Verbrecher, der das Leben verwirkt hatte, unter der Bedingung Gnade angeboten haben, daß er sich in den Brunnen hinabsenken lasse, und dieser Missethäter soll wirklich die Kunde gebracht haben, daß er den Kaiser drunten an einem Tische sitzend gesehen habe, um den sein Bart schon zweimal herumgewachsen sei, ganz wie in der bekannten Volksmär. —

In Mitte der Deutschherrnwiese in Nürnberg war früher ein großer Sandhügel, der den Kindern vielfach als Spielplatz diente und der nicht wegzuschaffen war, so viel man auch jährlich Sand davon wegfuhr. Da soll nun einmal ein altes kleines Männlein mit weißem langen Bart aus dem Hügel hervorgekommen sein und die Kinder mit Zuckerbrod verlockt haben, daß sie ihm in das Innere des Sandbergs folgten. Da drinnen sahen die Kleinen den Boden von Gold, Silber und glänzenden Edelsteinen bedeckt, aber es überkam sie eine Furcht, daß sie nichts anzurühren wagten. Als sie nun das Männlein wieder aus dem Berg hinausführte, liefen sie zu ihren Eltern und erzählten ihnen von dem Abenteuer, das sie erlebt. Die Eltern, die die Sache anfangs nicht glauben wollten, überzeugten sich jedoch, daß die Kinder die Wahrheit gesprochen, als sie denselben die Schuhe auszogen und darin kleine Goldmünzen fanden, die bei ihrem Spaziergang in der Sandhöhle hineingefallen sein mußten. Darauf liefen sie anfänglich selbst, und später, als die Sache bekannt wurde, ganz Nürnberg zu dem Hügel hinaus, aber es erschien kein Männlein mehr, und von einem Eingang in den Berg war auch nichts mehr zu sehen. Im Jahre 1830, als die Deutschherrnwiese zum Exerzierplatz des Militärs bestimmt wurde, mußte der goldreiche Hügel seine zauberkräftige Eigenschaft schon verloren haben, denn er ließ sich in wenigen Tagen vollständig abtragen. —

Ferner hat sich noch eine Ueberlieferung von der großen Linde im Nürnberger Burghof erhalten, welchen Baum

Kaiserin Kunigunde, Heinrichs II. Gemahlin gepflanzt haben soll, und der daher ein Alter von mehr als 800 Jahren haben müßte. Der Kaiser hatte ein Abenteuer auf der Jagd, während seine Gemahlin daheim sehnsuchtsvoll seiner Rückkehr harrte. Als er nämlich einem Wild nachjagte, scheute sein Roß vor einem Lindenstamm, den der Blitz getroffen, und der halb verkohlt an einem Abgrund emporstarrte. Dadurch wurde der Kaiser gerettet, der unfehlbar in der Hitze der Verfolgung in die Tiefe gestürzt wäre. Er nahm einige der noch grünenden Zweige von dem Lindenbaum und brachte sie seiner Gemahlin, die in brünstigem Dank gegen Gott das Zweiglein in die Mitte des Burghofes pflanzte, aus dem der mächtige Baum entstand, der noch jetzt eine Zierde des inneren Burgraums ist. *)

Mit einer anderen Sage werden die Nürnberger noch heutzutage geneckt. Ueber dem gegen Westen liegenden Portal der St. Sebaldskirche am Mittelfenster der Peters- oder Löffelholzkapelle ist ein großes Cruzifix von Erz angebracht, das 1482 von der Familie der Stark gestiftet wurde und nicht weniger als 18 Centner wiegt. Von diesem, im Laufe der Zeit und durch die Einflüsse der Witterung, denen es auf der Westseite ausgesetzt ist, völlig schwarz gewordenen Kunstwerk, das möglicherweise von Hermann Vischer (einem Sohn Peter Vischers) herrührt, erzählt sich das Volk, es sei

*) Siehe Schöppners „Sagenbuch der bayer. Lande" I. 136 und II. 636.

eigentlich von Silber, und um die Raubsucht der Soldaten nicht zu reizen, in schweren Kriegszeiten mit schwarzer Farbe überzogen worden, wovon die Nürnberger den Namen „die Herrgottsschwärzer" bekommen hätten.

Veranlassung zu einer weiteren spöttischen Nachsage, welche die Bewohner der Vorstadt Wöhrd betraf, gab ein Vorfall, den Murr in seinem Werke: „Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten in des H. R. Reichs freyen Stadt Nürnberg" folgendermassen erzählt:

„Ludwig Schödd, der von 1509 bis 1515 Richter in Wöhrd war, stiftete das schöne silberne Bild des heil. Bartholomäus in die Kirche zu Wöhrd. Es wiegt neun Mark, ist über zwey Drittel Ellen hoch, und von gegossener Arbeit. — — — Mit diesem Barthel (Volksausdruck für Bartholomäus) hat sich folgende Begebenheit zugetragen. Im Jahre 1540 hat man in Erfahrung gebracht, daß aus der Kirchentruhe zu Wöhrd, wozu der damalige Meßner, Fritz Embler, den Schlüssel gehabt, bey 500 Gulden an Baarschaft und Silbergeschmeide, worunter insonderheit der silberne Barthel mitbegriffen gewesen, entwendet worden sey. Ermeldeter Meßner hat sich kurz zuvor unsichtbar gemacht und die Flucht genommen, mithin den Verdacht auf sich geladen, daß er erwähnte Gelder und Sachen böslich mit sich genommen habe." Es wird nun auf Grund der betreffenden Notiz in Will's Nürnberger Münzbelustigungen (III. Theil. S. 381) weiter mitgetheilt, daß auf den

Meßner gefahndet, in dessen Hause Nachsuchung gehalten, und zugleich jemand nach Schnaittach abgeordnet wurde, um zu erfahren, ob nicht etwas, wie und welcher gestalt, an die Juden verkauft und versetzet worden sey. Diese Nachforschungen waren von Erfolg, „der Barthel wurde wieder eingelöst und an seinen alten Ort nach Wöhrd gebracht, wo er in der Sakristey stehet und alle Jahre am Bartholomäustage auf den kleinen Altar gestellt wird“.

Murr fügt noch weiter hinzu: „Dieses ist der wahre Vorgang der ganzen Sache, die ich hier deswegen anführe, damit die Wöhrder von der unwahren Beschuldigung desto allgemeiner befreyet würden, als ob er (der Barthel) vor Alters auf einige Zeit von ihnen versetzet, und am Kirchweihfeste wieder eingelöset worden sey“.

Zu den Sagen von der Lorenzkirche ist noch die von den drei Baumeistern nachzutragen, welche Franz Trautmann in der Hauschronik von Braun und Schneider I. 69. erzählt, und Hilpert in seiner Schrift: „die Kirche des heil. Laurentius“. Seite 48 erwähnt. Wir lassen sie dem Wortlaute nach, hier folgen: „Zu St. Lorenzen heißt ein Thurm: der alte *). Wie derselbe Thurm im Bau begriffen war, hatten ihrer zwo Meister dran zu schaffen und vorerst schon einem andern

---

*) Damit ist der nördliche, 1498 vollendete, gemeint, dessen Dach bis zum Mauerkranz herab 1865 in Folge eines Blitzstrahls abbrannte.

Meister die Arbeit abgejagt. Nachdem nun der beseitigt, loderte in ihnen Beiden grimmiger Haß und Zorn empor, und beschlossen, sich einander zu verderben. Damit es aber Niemand ahne, thaten Beide deßgleichen, als wären sie sich überaus geneigt. Darüber verlief etliche Zeit, bis sie eines Tages hinaufsteigen mußten, so weit der Thurm gebaut war. Da nun der Eine ans Fenster trat und hinnaussah, packte ihn der andere und wollte ihn hinabschleudern. Der erste aber, so ein Gleiches vorgehabt hatte, hielt sich fest an ihn und riß ihn mit sich hinaus. Also stürzten sie Beide hinab und zerschmetterten sich alle Knochen. Dabei stand der Dritte unten, nicht eine Hand breit entfernt, denn er hatte schier hart am Thurme hinaufgeschaut. Als das der Rath erfuhr und der Baumeister, so am Leben geblieben war, erzählte, wie sie ihm mitgespielt hatten, da er ihnen doch nie was Leids gethan, war des Raths Bescheid: des Werkes weiterer Bau gebühre ihm, denn gleich wundersam habe Gott die zwo Bösen vernichtet und ihn aus Todesgefahr errettet, stehe ihm auch frei, ein Wahrzeichen zu setzen. Darauf sagte der Baumeister: ‚das sei ferne von mir! Eher will ich der argen That Spur ganz verwischen!‘ Drauf war sein erstes, daß er das Fenster zumauerte. Die Sage aber konnte er nicht vertilgen.“

In neuester Zeit ist sie eigentlich erst wieder neu aufgetaucht, denn sie war im Gedächtniß des Volkes fast ganz verschollen. Das halb zugemauerte Fenster harmonirte schlecht mit dem in gleicher Höhe angebrach=

ten des anderen Thurmes und störte die Symmetrie; doch dachte man selbst bei der Restauration des Thurmes nicht daran diesen Uebelstand zu beseitigen. Da erschien im Juli 1874 ein scherzhaftes Gedicht, dem wir folgende Strophen entnehmen:

„Der nördliche Lorenzer-Thurm,
Im Sonnengold erglänzt er:
Doch seh' ich Einen dunklen Punkt,
Das ist sein zweites Fenster.

Was hat dies Fenster wohl gethan,
Das zweite unter'm Kranze?
Vermauert und verpflastert ist's,
Und verschimpfirt das Ganze.

Wo bleibt denn da der Kunstgeschmack
Der löblichen Verwaltung!
Was unterläßt sie da so schnöd
Nothwend'ge Umgestaltung?“ —

Das Gedicht fand allgemeinen Beifall und die ganze Stadt sprach von dem zugemauerten Fenster, welches bisher nur wenige beachtet hatten. Da war es denn aus mit dem „Wahrzeichen“. Jedermann fand das Fenster abscheulich, und man beeilte sich, es von der Vermauerung zu befreien und dem des anderen Thurmes gleich herzustellen. —

Die Sage, welche sich an die, am 26. Februar 1361 in Nürnberg erfolgte Geburt des nachmaligen Kaisers Wenzel (Karls IV. Sohn) knüpft, daß die Kaiserin Anna eigentlich eine Tochter geboren habe und diese, um die Hoffnung des Kaisers auf einen Sohn nicht zu zerstören, mit dem gleichzeitig geborenen Sohne eines Nürn-

berger Bürgers vertauscht worden sei, ist durch Ludwig Storchs Roman: „der Freiknecht“ und die dramatische Bearbeitung desselben durch Charlotte Birch=Pfeiffer unter dem Titel: „Hinko der Freiknecht,“ so allgemein bekannt, daß wir sie nur einfach erwähnen zu dürfen glauben, um an sie zu erinnern. Mit dieser Sage ist noch eine andere verbunden, nämlich, daß bei der Taufe Wenzels in der St. Sebaldskirche das kaiserliche Kind das Taufbecken verunreinigt habe, und ferner, daß in Folge des Wärmens des Taufwassers im Pfarrhofe derselbe abgebrannt sei.

Ein Vorfall, der sich im Jahre 1796 in Nürnberg ereignete, gehört zwar an sich nicht in das Gebiet der Sage, verdient aber um des großen Aufsehens willen, das er hervorrief wenigstens kurzer Erwähnung. *)

Im Oktober 1796 kehrte ein eben eingewanderter fremder Buchbindergeselle auf der Herberge seines Gewerbes, im goldenen Herz in der Laufergasse ein, und brachte einen armen und kranken Menschen mit, den er unterwegs angetroffen hatte und welchen er dem Wirth der Herberge, Engelbauer, empfahl, der den Fremdling menschenfreundlich aufnahm, ihm durch mehrere Wochen Obdach gab und für ärztliche Hilfe und Pflege sorgte. Inzwischen machte der Fremde dem Wirthe die überraschende Mittheilung, daß er ein persischer Oberst, Namens Mirza Hassan Kolaweck Schah, und ein Sohn des

---

*) Die in der ersten Auflage enthaltene längere Erzählung wird hier im Auszug mitgetheilt.

vornehmsten Ministers des Schah von Persien sei. Zwischen Frankfurt und Hanau wäre er von umherschwärmenden Rothmänteln (Kroaten) überfallen und seines Geldes, 24,000 Dukaten baar und 84,000 Dukaten in Wechseln beraubt worden. Er versprach dem über diese Entdeckung nicht wenig erstaunten gutmüthigen Wirth für den ihm gegebenen Credit eine angemessene Belohnung sobald sein Gefolge angekommen sein werde, das ihm Geld und Gepäck mitbringen müsse. Engelbauer hatte wahrscheinlich nichts Eiligeres zu thun, als seinen vornehmen Gast auch in eine seinem Stande angemessene Gesellschaft zu bringen, denn wir finden Herrn Mirza Hassan Kolaweck Schah im Januar 1797 im sogenannten alten Kaffeehause Nürnbergs, in der Gesellschaft des als Orientalisten und Schriftsteller berühmten städtischen Waagamtmanns Herrn von Murr, der den angeblichen persischen Obersten etwas auf den Zahn fühlte, aber sehr bald sich überzeugte, daß der Herr Oberst Mirza von persischer Sprache, Sitte und Geschichte keine Idee hatte, und überhaupt alles Verständnisses orientalischen Wesens entbehrte.

Demohngeachtet war der angebliche Perser drei Monate später noch in Nürnberg, wo es ihm trotz der erlittenen Blamage sehr wohl zu gefallen schien.

Im Felßeckerschen Friedens- und Kriegskurier vom 21. April 1797 erschien nämlich folgende Anzeige:

„Nachdem die bisher erwartete Bedienung des Unterzeichneten, zufolge eines, dieser Tage erhaltenen Schreibens, zuverlässig am 24. dieses laufenden Mo-

nats und Jahres hier eintreffen wird; als wird solches dem gesammten hochzuverehrenden Publikum, sowie auch allen denen, welche Sprüche und Forderungen an mir (!) zu haben vermeinen sollten, hiemit öffentlich bekannt gemacht, um sich dieserhalben bei mir anzumelden, und ihrer Zahlung zu gewärtigen, wodurch sofort alle bisherigen Zweifel, und übel gewagte widrige Ausstreuungen sich von selbst befriedigen werden.

Nürnberg, den 21. April 1797.

v. Schach, Persischer Obrist,
in Logis bey Herrn Johann
Engelbaur, Gastwirth zum
goldenen Herz.

Wohl erschien der 24. April, aber das Gefolge des Herrn Oberst Mirza blieb aus. Sonnabends darauf aber erschien dieser selbst auf dem Rathhaus und erbat sich die Ehre, daß einige der anwesenden Herren Kreisgesandten, mit ihm nach Feucht fahren möchten, wohin er sich in Begleitung von Musik begebe, um seine Dienerschaft zu erwarten, Die Gesandten waren so klug, diese Einladung abzulehnen. Mirza aber fuhr in einem sechsspännigen Wagen in Begleitung eines Emigranten nach Feucht ab, und ein offener vierspänniger Wagen mit 2 Damen und 2 Herren folgte ihm, aber ohne Musik; dagegen wartete schon seit Nachmittag ein Trupp Musiker im Gasthaus zum Amsterdam auf die Rückkehr des Obersten, um ihn und sein Gefolge im Triumphe nach seiner Wohnung im goldenen Herz zu begleiten.

Aber leider wurde aus diesem Triumphzug nichts, denn Mirza und seine Begleiter kehrten Abends in der Dunkelheit ganz in der Stille zurück, während die guten Nürnberger am Frauen-, Wöhrder- und Lauferthor ungeduldig auf die mit Schätzen beladenen Kameele warteten, auf deren Ankunft man sich bereits gefreut hatte.

Jetzt fing denn endlich auch der gutmüthige Engelbauer einigermaßen zu zweifeln an. Ein Nürnberger Kaufmann Bub, bot auf des Wirths Veranlassung dem Mirza an, seine Wechsel zu besorgen, wenn er ihm einen Banquier in Leipzig bezeichne, der ihn kenne, und hierauf diktirte der Perser, der selbst nicht zu schreiben vermochte, dem Kaufmann einen Brief an den Banquier Schulze in Leipzig in die Feder, in welchem er diesen bat, für ihn gut zu sagen.

Als auf diesen Brief die Nachricht kam, daß man in Leipzig nichts von einem persischen Oberst Mirza wisse, verklagte Engelbauer seinen Gast wegen schuldiger 800 fl. und Mirza Hassan Kollaweck wurde auf den „Lug ins Land“ in Gewahrsam gebracht.

Bei den daselbst mit ihm angestellten Verhören, zu welchen Herr von Murr als sachverständiger Zeuge beigezogen wurde, stellte sich aufs neue heraus, daß Mirza weder vom Persischen, noch von anderen orientalischen Sprachen nur die geringste Kenntniß hatte, und daß Briefe, die er selbst nach Wien und an seinen angeblichen Vater, den Minister in Persien schrieb, Unsinn waren.

Da indeß Wirth Engelbauer für seinen Schuldner die Unterhaltungskosten zahlen mußte, bat er ihn selber aus dem Gefängniß los, was in der Stadt zu dem Gerüchte Veranlassung gab, der Wirth zum goldenen Herz habe eine bedeutende Summe von Petersburg für den persischen Prinzen erhalten, weshalb derselbe auf sein Verlangen sogleich frei gegeben worden sei, eine Sage, die sich schon dadurch widerlegt, daß der abenteuerliche Oberst Mirza gleich nach seiner Freilassung Nürnberg verließ und längere Zeit sich vagabundierend herumtrieb, bis er endlich in Augsburg verhaftet und in das Zuchthaus nach Buchloe gebracht wurde. Damit hatte er seine Rolle, wenigstens in Deutschland, ausgespielt, denn die Franzosen unter General Lecourbe befreiten ihn mit anderen Gefangenen, und unter ihrem Schutze kam er nach Paris, wo er schließlich ebenfalls entlarvt und eingesperrt wurde. Die ganze Geschichte erinnert an den Prinzen von Armenien, der in den Jahren 1855 und 1856 in Berlin sein Wesen trieb.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Verlag von Hermann Ballhorn in Nürnberg

Hans Sachs

sein Leben und seine Dichtung.

Eine Festgabe
zur Errichtung des Denkmals in Nürnberg am 24. Juni 1874
von
C. K. J. Lützelberger,
Stadtbibliothekar zu Nürnberg.

Mit dem Bildniß des Hans Sachs nach Hans Brosamer aus dem Jahre 1545 und der Abbildung des Denkmals.

Zweite Ausgabe.

1876. kl. 8. Cartonnirt 2 Mark 80 Pf.

Diese hübsche Blumenlese aus dem biederben Nürnberger Meister enthält 25 Meistergesänge, 5 geistliche und 4 weltliche Spruchgedichte und 4 Schauspiele; unter letzteren auch das köstliche Fastnachtspiel „Das Narrenschneiden", welches am 24. Juni 1874 von neuem öffentlich auf unserm Marktplatze aufgeführt wurde.

Konrad Grübel

und seine Nachfolger
in der
Nürnbergischen mundartlichen Dichtung.

Eine Auswahl nürnbergischer Gedichte mit biographisch-bibliographischen Notizen über die Dichter.

Herausgegeben
von
Johann Priem,
Custos der Stadtbibliothek zu Nürnberg.

1873. kl. 8. Cartonnirt 2 Mark.

Diese Sammlung von 60 der besten Nürnbergischen Gedichte sei Freunden eines gesunden Humors bestens empfohlen. Das hübsche Buch sollte in keinem Nürnberger Hause fehlen.

Verlag von Hermann Ballhorn in Nürnberg

Nürnberg.

Zuverlässiger Führer durch die Stadt

und ihre Sehenswürdigkeiten.

Für Einheimische und Fremde

nach den besten Quellen und eigener Anschauung

bearbeitet von

einem alten Nürnberger.

Mit einem Plane der Stadt und einer Abbildung des Hans Sachs-Denkmals.

Vierte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage.

1877. kl. 8. cartonnirt.

(Unter der Presse)

Kriegstagebuch

eines

deutschen Reservemannes.

Von Weißenburg bis Sedan.

1875. kl. 8. geh. 2 Mark.

Diese kleine Schrift, in anspruchslosem Gewande, köstlichen Humor und tieferníte Innerlichkeit bergend, darf aus dem Grunde zu dem Hervorragendsten auf dem Gebiete der novellistischen Kriegsliteratur zählen, als der Verfasser in origineller Weise nur Selbsterlebtes erzählt.

Verlag von Hermann Ballhorn in Nürnberg

Alphabete
orientalischer und occidentalischer
Sprachen.
Zusammengestellt von
Friedrich Ballhorn.
Elfte vermehrte Auflage.
1873. gr. 8. geh. 4 Mark 50 Pfg.

Der
Einfluß der Himmelskörper
auf
Witterungsverhältnisse.
Vortrag gehalten zu Nürnberg und München
von
Dr. Sigmund Günther
Professor der Mathematik am Gymnasium zu Ansbach.
1876. 8. geh. 50 Pfg.

Beiträge zur Kosmogenie.
Entwickelungsgeschichte der Materie
von
Dr. Robert Kayser
Chemiker am Bayr. Gewerbemuseum.
1875. 8. geh. 40 Pfg.

Übernommen 848

F. X. BEER,
k. Hofbuchbinder
MÜNCHEN,
Ledererstr. 25.

Priem, Johann Paul,

Nürnberger Sagen und Geschichten

Nürnberg 1877

P.o.germ. 1098 ti

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11359864-0